

## II. Die monströsen Völkerschaften des Ostens

### 1. Antike Beschreibungen von Wundervölkern und ihre Tradierung in das christliche Mittelalter

Die ältesten erhaltenen Nachrichten über die indischen Wundervölker stammen aus dem 4. Jahrhundert v. Chr.<sup>10</sup> Der griechische Historiker Ktesias von Knidos, der bei der Schlacht von Kunaxa in persische Kriegsgefangenschaft geraten und später zum Leibarzt des Großkönigs Artaxerxes Mnemon avanciert war,<sup>11</sup> verfaßte nach seiner Heimkehr mehrere Schriften,<sup>12</sup> in denen er seine Kenntnisse des Orients festhielt. Seine *Indische Geschichte* ist nur bruchstückhaft überliefert, konnte aber in einer verkürzten Fassung, die der Patriarch von Konstantinopel Photios<sup>13</sup> im 9. Jahrhundert anfertigte, überdauern.

Ktesias berichtet von vielerlei seltsamen Wesen: von dem mit giftigen Stacheln versehenen, angriffsfreudigen indischen Untier *marticora*,<sup>14</sup> einer Bestie mit Menschenantlitz, oder

<sup>10</sup> vgl. R. Wittkower, *Die Wunder des Ostens*, S. 89.

<sup>11</sup> Der Thronstreit zwischen Artaxerxes II. und dessen von Sparta unterstütztem Bruder Kyros löste einen Krieg zwischen Persien und Sparta aus. Zwar wurden die persischen Streitkräfte besiegt, doch fand Kyros in der Schlacht von Kunaxa (401 v. Chr.) den Tod, so daß Artaxerxes an die Macht gelangte. Die Beziehungen zwischen Sparta und dem Großkönig waren in der Folge recht kühl. Ktesias diente 398 v. Chr. als Vermittler zwischen dem Großkönig und dem in der Ägäis operierenden Athener Feldherrn Konon, der später die persische Flotte leitete und seine Stellung dazu nutzte, Athen enger an Persien zu binden. Im Jahr 394 v. Chr. zerstörte Konon die spartanische Flotte bei Knidos, der in Kleinasien gelegenen Heimatstadt des Ktesias. Für Ktesias hatte seine politische Intervention noch ein Nachspiel, denn er wurde, nachdem er in seine Heimat zurückgekehrt war, von den Spartanern in Rhodos wegen seiner Beziehungen zu Persien angeklagt, allerdings nicht verurteilt, s. John K. Davies, *Das klassische Griechenland und die Demokratie*, S. 162-180.

<sup>12</sup> Alle drei Schriften des Ktesias sind nur fragmentarisch erhalten. Es handelt sich um eine *Persische Geschichte*, die bis zum Jahr 398 reicht und als Quelle für die Verhältnisse am Königshof bedeutend ist, einen *Periodos* und die *Indische Geschichte*.

<sup>13</sup> Photios amtierte zwischen 858 und 867 sowie in den Jahren 877 bis 886 als Patriarch von Konstantinopel; er gilt als bedeutender Theologe und Vertreter des byzantinischen Humanismus. Seiner *Bibliothek* ist ein wichtiger Teil der Kenntnis antiker und altchristlich-byzantinischer Literatur zu verdanken. Photios gibt in seinem Werk Angaben zur Biographie der jeweiligen Autoren und stellt deren Schriften - zum Teil in Exzerpten - vor. Gegen die Meinung von R. Wittkower, der dem Patriarchen „eine noch größere Vorliebe für Wunder als Ktesias“ unterstellt (*op. cit.* S. 89), scheint zu sprechen, daß Photios am Ende seines Resumées der *Indischen Geschichte* durchaus kritisch anmerkt: „Ktesias erzählt diese phantastischen Geschichten und behauptet, alles, was er schreibe, sei die reine Wahrheit; er fügt aber hinzu, daß sein Bericht nur teilweise von direkt gesehenen Dingen handele, teilweise von solchen, die ihm Augenzeugen berichtet hätten.“ s. Fozio, *Biblioteca*, S. 148, (übers. M. S.).

<sup>14</sup> Die *marticora* ist etwa so groß wie ein Löwe und hat zinnoberfarbenes Fell. Gesicht und Ohren sind menschenähnlich, doch wird das Antlitz durch das Maul mit seinen drei hintereinander gelegenen Zahnreihen entstellt. Der Schwanz ist mit einem giftigen Skorpionstachel versehen, der auf die Beute abgeschossen wird und sich dann wieder erneuert. Die *marticora* tötet aber auch mit ihren Krallen. Das Wort stammt offensichtlich aus dem Persischen und hat - wie schon Photios feststellt - die Bedeutung des griechischen *antropofago*, denn die *marticora* verzehrt die Menschen, die sie getötet hat; allerdings nimmt sie auch mit kleineren Lebewesen vorlieb, vgl. Fozio, *op. cit.*, S. 136f; R. Wittkower, *op. cit.*, S. 122f und 134f.

von dem Vogel *dicairon*, der seine Exkremente vorsorglich verscharrt, weil diese so giftig sind, daß jeder, der sie versehentlich zu sich nimmt, in tiefen Schlaf fällt und bei Sonnenuntergang desselben Tages sein Leben enden muß.<sup>15</sup> Aber nicht allein die Tierwelt wird geschildert, auch die indische Ethnographie erfährt durch Ktesias einige Bereicherungen. So beschreibt er beispielsweise die schwarzhäutigen und äußerst kleinwüchsigen Pygmäen, deren männliche Angehörige ein im Verhältnis zu ihrer Körpergröße überproportioniertes Geschlechtsteil besitzen, das ihnen bis zu den Fesseln reicht.<sup>16</sup> Interessantes weiß Ktesias auch von dem Volk der Achtfingerigen mitzuteilen: diese kommen mit schneeweißem Haar zur Welt, ergrauen ab dem dreißigsten Lebensjahr, und mit sechzig Jahren ist ihr Haar vollkommen schwarz.<sup>17</sup> Äußerst detaillierte Angaben macht der Autor zum Volk der Hundsköpfler, die keiner menschlichen Sprache mächtig sind und gleichwohl einträglichen Handel mit den Indern treiben, denen sie den begehrten, aus Früchten gewonnenen Ambra verkaufen. Das ungefähr 120.000 Angehörige zählende Kynocephalenvolk zeichnet sich Ktesias zufolge durch seine Geschicklichkeit in der Jagd und ein überaus stark entwickeltes Gerechtigkeitsempfinden aus, dem sein Gefühl für Reinlichkeit allerdings nicht entspricht: denn während die weiblichen Kynocephalen sich nur einmal im Monat waschen, bevorzugen die hundsköpfigen Herren eine Art Katzenwäsche, die einzig und allein im gelegentlichen Befeuchten der Hände besteht.<sup>18</sup>

Der zweite bedeutsame – wiederum nur in Auszügen erhaltene – antike Bericht über Indien datiert aus demselben Jahrhundert und ist dem aus Kleinasien stammenden ionischen Gelehrten Megasthenes zu verdanken. Nachdem Seleukos I. Nikator, der das Erbe der persischen Kerngebiete aus dem Reich Alexanders des Großen angetreten hatte, durch das Erstarken der indischen Maurya-Großmacht genötigt worden war, einen Verzichtfrieden abzuschließen und die Regionen westlich des Indus bis nach Kabul aufzugeben, entsandte er Megasthenes an den Hof des indischen Königs Candragupta im heutigen Patna am Ganges.<sup>19</sup> Megasthenes' umfangreicher Bericht gilt noch heute als wichtigste Quelle für die Kenntnis der Maurya-Zeit. Es werden Angaben sowohl zur Geographie als auch zu den sozialen und kulturellen Gegebenheiten des Landes gemacht; Handel und Handelsgü-

---

<sup>15</sup> vgl. Fozio, *op. cit.*, S. 141f.

<sup>16</sup> vgl. ebend. S. 138-39.

<sup>17</sup> vgl. ebend. S. 148.

<sup>18</sup> vgl. ebend. S. 142-144.

<sup>19</sup> Der damalige Name der Stadt lautete Pataliputra, griech. Palibothra. Megasthenes' Beschreibung der Stadt ist abgedruckt in O. Stein, *Megasthenes und Kautalya*.

ter sind ebenso Gegenstand der Betrachtung wie geschichtliche Ereignisse und religiöse Riten.<sup>20</sup> Der Autor schenkt auch den sagenhaften Völkern und Tieren Indiens seine Aufmerksamkeit, und er erweitert das bereits bestehende Inventar der Wundervölker um neue Spezies. Genannt werden die Opisthodaktyloi, deren Zehen nach hinten gedreht sind und die später mit den gespenstischen Antipoden verschmolzen werden, von denen noch die Rede sein wird; die Astomoi, wilde Menschen ohne Mund, die vom Geruch gebratenen Fleisches und dem Duft von Früchten und Blumen leben; die Arrinoi, Menschen ohne Nasenlöcher, bei denen der obere Teil des Mundes weit über die Unterlippe ragt; ferner die schnellfüßigen Okypodes und die langschenkligen Makroskeleis, die spitzköpfigen Pane sowie Menschen mit Hundeohren oder einem einzigen Auge auf der Stirn.<sup>21</sup> Einige dieser Wundervölker hat Megasthenes offensichtlich den Erzählungen indischer Epen entnommen, beispielsweise die langohrigen Panotier, die in dem Heldenepos *Mahabharata* als „Karnapravarana“ („Leute, die sich selbst mit ihren Ohren zudecken“) erwähnt werden.<sup>22</sup>

Die Berichte von Ktesias und Megasthenes - und somit auch die von ihnen referierten Vorstellungen der in Indien siedelnden Wundervölker - dominierten lange Zeit das Wissen über die fernen Weltgegenden im Osten, denn in den folgenden drei Jahrhunderten erschwerte die Abspaltung Baktriens und Parthiens vom Seleukidenreich (um 250 v. Chr.) und der Untergang der Maurya-Dynastie (um 185 v. Chr.) den Landweg nach Indien. Die direkten Informationen über den Fernen Osten flossen - obgleich sie auch nach der Gründung des Sassanidenreiches im Jahr 226 n. Chr. nie ganz versiegten - weitaus spärlicher als zuvor, und so wurden die Angaben des Ktesias und Megasthenes über das Wunderland getreulich weiter tradiert.<sup>23</sup>

Allerdings meldeten sich auch kritische Stimmen zu Wort. Gegen Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. verwarf beispielsweise der griechische Geograph Strabo<sup>24</sup> in seiner siebzehn

---

<sup>20</sup> vgl. A. T. Embree und F. Wilhelm, *Indien. Geschichte des Subkontinents von der Induskultur bis zum Beginn der englischen Herrschaft*, S. 63-80.

<sup>21</sup> vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 90f; F. Pfister, *Von den Wundern des Morgenlandes*, S. 128.

<sup>22</sup> In indischen Epen scheint es ein Charakteristikum unzivilisierter Völker zu sein, lange Ohren zu haben; auch Einäugigkeit gilt als Kennzeichen des Barbarischen, vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 91, Anm. 30; Mc Crindle, *Megasthenes*, S. 77.

<sup>23</sup> vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 91.

<sup>24</sup> Strabo (ca. 63/64 v. Chr. - 19 n. Chr.) unternahm ausgedehnte Reisen in der Levante, die ihn bis zum Schwarzen Meer und nach Äthiopien führten. Seine 17-bändige *Geographia* ist bis auf einige Lücken voll-

Bücher umfassenden *Geographia* den Glauben an die Existenz der indischen Wunder, indem er neben Megasthenes einen gewissen Deimachos, der seinerseits Gesandter am indischen Hof gewesen war und dessen Werk heute verloren ist,<sup>25</sup> mit spöttischen Worten bedenkt; auch Nearchos<sup>26</sup> und Onesikritos,<sup>27</sup> die beide unter Alexander dem Großen an der Flottenexpedition von der Indus- zur Euphratmündung teilgenommen hatten, finden keine Schonung:

Im allgemeinen waren die Männer, die bisher über Indien berichtet haben, eine Bande von Lügneren. Deimachos nimmt den ersten Rang in dieser Liste ein, Megasthenes folgt als nächster, während es Onesikritos und Nearchos zusammen mit anderen derselben Gattung fertig bekommen, ein paar Worte der Wahrheit zu stammeln (...). Sie erfanden Geschichten über Menschen, die so große Ohren hatten, daß sie darin eingewickelt schlafen konnten, über Menschen ohne Münder, ohne Nasen, mit nur einem Auge, mit Spinnenbeinen und mit nach hinten gebogenen Zehen (...).<sup>28</sup>

Weder Strabos Kritik noch die einiger anderer Autoren seiner Zeit<sup>29</sup> beruhte auf genaueren Kenntnissen, da das Wissen über das ferne Indien sich in den letzten drei Jahrhunderten kaum verändert hatte. Auch Strabo mußte sich daher bei seinen Ausführungen zu diesem Thema fast ausschließlich auf das von Megasthenes überlieferte Material stützen.<sup>30</sup> Doch verrät seine kritische Haltung eine vollkommen veränderte Auffassung von Geographie, die sich seit Aristoteles und dem so genannten 'ersten

ständig erhalten. Bei der Ausarbeitung der einzelnen Teile des Werkes zog Strabo eine Auswahl unterschiedlicher Handbücher heran, wobei er oftmals stark voneinander abweichende Autoren in ein und demselben Kapitel kompilierte. Der uneinheitliche Eindruck wird jedoch durch Strabos Kritik an den Quellen und seine ständige Bemühung, Augenzeugnisse heranzuziehen, abgeschwächt. Die *Geographia* beschäftigt sich - trotz des Titels - weniger mit der Geographie (denn auf diesem Gebiet gilt Homer Strabo als Autorität) als mit historischen, mythologischen, literarischen und naturkundlichen Gegebenheiten.

<sup>25</sup> vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 93.

<sup>26</sup> Nearchos aus Kreta war Admiral dieser Flotte; sein Bericht über die Küstenfahrt ist dem Inhalt nach erhalten in der Beschreibung Indiens von Arrianos (um 95-175 n. Chr.), dessen Hauptwerk *Anabasis* - eine Geschichte des Feldzugs Alexanders - zum Teil auf zeitgenössischen Quellen basiert.

<sup>27</sup> Onesikritos aus Astypalaia nahm an der Expedition des Nearchos teil. Nach dem Tod des Königs verfaßte er eine wohl recht umfangreiche Alexandergeschichte, in der auch die weisen Gymnosophisten Erwähnung finden und der phantastisch-utopische Idealstaat des Musikanos entworfen wird.

<sup>28</sup> Strabo I, i, 9, zit. n. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 93.

<sup>29</sup> Weitere kritische Autoren der Zeit führt M. R. James an in: *Marvels of the East. A full reproduction of three known copies*, S. 36.

<sup>30</sup> vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 94.

Geographen<sup>1</sup> Eratosthenes<sup>31</sup> zu einer an Empirie und praktischer Anwendung orientierten Wissenschaft entwickelt hatte. Ihre Rationalität sollte später in den Bemühungen des Ptolemaios<sup>32</sup> beredten Ausdruck finden, der sich vornahm, „die Erde im Abbild darzustellen, und zwar so, daß jeder Ort gemäß seinen astronomischen Daten bestimmt sei“.<sup>33</sup> Und obwohl auch Ptolemaios nur sehr unzulänglich über das Wunderland Indien unterrichtet sein konnte, läßt sein Versuch, die Erde mit einem Netz astronomisch kalkulierbarer Punkte zu überziehen und die Lage aller bekannten Länder und Städte sowie die Namen ihrer Völker tabellarisch zu fixieren, eine Haltung erkennen, in der die monströsen Wesen keinen Platz mehr finden konnten.

Für das abendländische Mittelalter und seine Vorstellungen vom Fernen Osten haben die kritischen Stimmen dieser griechischen Gelehrten indessen keine Rolle gespielt. Der Untergang Westroms im Jahr 476 und der Zerfall des weströmischen Imperiums in germanische Königreiche hatten zur Folge, daß die östliche und westliche Hemisphäre des ehemaligen Reiches sich kulturell zunehmend entfremdeten. Viele Bereiche des antiken Wissens gerieten in Vergessenheit und kehrten erst durch islamische Vermittlung wieder nach Europa zurück.<sup>34</sup> Die geo- und ethnographische Sicht des Abendlands wurde vor allem durch die Werke römischer Kompilatoren geprägt, die gewissenhaft die verschiedenen Informationen über die Beschaffenheit der Erde und deren Bewohner aus den ihnen zur Verfügung stehenden Quellen zusammengetragen hatten.

Zu diesen zählt an prominenter Stelle Pomponius Mela.<sup>35</sup> Seine 43/44 n. Chr. entstandene geo- und ethnographische Beschreibung der Welt, die vermutlich *De chorographia*<sup>36</sup> betitelt

<sup>31</sup> Eratosthenes (3. Jh. v. Chr.) gilt als Begründer der mathematischen Geographie und der wissenschaftlichen Chronologie für die politische und literarische Geschichte der Griechen. Er entwarf die älteste bekannte Weltkarte. Von seinen Werken ist nur wenig erhalten.

<sup>32</sup> Ptolemaios (2. Jh. n. Chr.) beschäftigte sich mit Mathematik, Astronomie, Astrologie, Geographie und Erkenntnistheorie. Sein geographisches Hauptwerk, eine *Anleitung zur Kartenzeichnung der Erde*, umfaßt acht Bände.

<sup>33</sup> Ptolemaios, *Geographia*, Bd. I, zitiert n. *Pauly Realenzyklopädie*.

<sup>34</sup> vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 95; M. Grant, *Morgen des Mittelalters*, S. 18ff; R. Schmidt, *Modelle von Erde und Raum*, in: *Die Welt in Händen. Globus und Karte als Modell von Erde und Raum*, S. 9.

<sup>35</sup> Die *Chorographia* des Pomponius Mela (1. H. 1. Jh.) ist die früheste erhaltene römische Geographie. Sie wird von Plinius d. Älteren mehrfach als Quelle für seine *Naturalis historia* angeführt; auch Solinus wertet Melas Bericht für die *Collectanea rerum memorabilium* aus, und Martianus Capella folgt Melas Angaben in dem geographischen Exkurs seiner *De nuptiis Philologiae et Mercurii*; vgl. K. Broedersens Vorwort zu Pomponius Mela, *Kreuzfahrt durch die Alte Welt*, S. 14 ff. Die Bedeutung Melas für die Geo- und Ethnographie des Mittelalters, die von neueren Veröffentlichungen zunehmend hervorgehoben wird, ist von R. Wittkower noch eher gering eingeschätzt worden, denn er nennt Mela nur in einer Anmerkung und auch dort eher unwillig: „An dieser Stelle sollte auch Pomponius Mela erwähnt werden, der im Jahre 41 n. Chr. eine recht langweilige geographische Abhandlung schrieb - *De situ orbis* -, in der die Wunder ihren vollen Anteil

war, schildert vor allem die Küstenregionen der bekannten Erdteile<sup>37</sup>, sie enthält aber auch Informationen über das Hinterland und dessen Bewohner. Mela beruft sich zum Teil auf ältere Quellen – namentlich werden Homer, Hanno und Cornelius Nepos erwähnt – und weiß von vielen wundersamen Völkern zu berichten, die sich unverkennbar in den Gegenden Afrikas und Asiens konzentrieren. Während sich Mela bei einigen dieser Völker mit einer kurzen Beschreibung ihrer physischen Abnormität begnügt – etwa im Hinblick auf die schon erwähnten Panotier, denen „ihre großen, wie zur Bedeckung des Körpers ausgebreiteten Ohren als Kleidung dienen“,<sup>38</sup> oder die Schlappfüßler, die „krumm mit biegsamen Beinen“ seien und „von denen berichtet wird, sie kröchen eher, als daß sie gingen“<sup>39</sup> –, interessieren ihn bei anderen Völkern insbesondere deren ungewöhnliche Eßgewohnheiten. Einige dieser kulinarischen Gepflogenheiten lassen sich deutlich auf eine spezifische Mißbildung zurückführen, so etwa wenn die Angehörigen eines Volkes dazu gezwungen sind, sich durch eine Röhre unterhalb der Nase mit flüssiger Nahrung zu versorgen, da ihre Lippen zusammengewachsen sind.<sup>40</sup> Die Eßgewohnheiten der schlangenverzehrenden Trogodyten hingegen scheinen sich auch auf ihre Sprache und Fortbewegung auszuwirken, denn: „sie zischen eher als daß sie sprechen; sie kriechen in Höhlen und nähren sich von Schlangen“.<sup>41</sup> Auch die Ophiophagen, die ehemals neben den Pygmäen siedelten (bis dieses extrem kleinwüchsige Volk schließlich endgültig von seinen

haben. Obwohl Mela während des Mittelalters viel gelesen und zitiert wurde, ist sein Einfluß weder mit dem von Plinius noch mit dem Solinus' zu vergleichen“, R. Wittkower, *op. cit.*, Anm. 47.

<sup>36</sup> Der älteste erhaltene Kodex betitelt das Werk als *De chorographia*, später wurde der Titel häufig in *De situ orbis* umgewandelt, da Melas Bericht mit den Worten beginnt: „Orbis situm dicere aggredior, impeditum opus et facundiae minime capax - constat enim fere gentium locorumque nominibus et eorum perplexo satis ordine, quem persequi longa est magis quam benigna materia (...)“, P. Mela, *Kreuzfahrt durch die Alte Welt*, I, 1.

<sup>37</sup> Die vom Meer umschlossene Erde ist laut Mela in zwei Hemisphären und in fünf Zonen geteilt. In der mittleren herrscht unbarmherzige Hitze, in den beiden äußeren erbarmungsloser Frost, die beiden restlichen Zonen „sind bewohnbar und haben die gleichen Jahreszeiten, wenn auch nicht in gleicher Weise. Die eine bewohnen die Antichthonen, die andere wir. Die genaue Lage jener Zone ist wegen der Gluthitze der dazwischen liegenden Gegend nicht bekannt (...)“, P. Mela, *op. cit.*, I, 4.

<sup>38</sup> Pomponius Mela, *op. cit.*, III, 56: „in his esse Oeoneas, qui ovis avium palustrium et avenis tantum alantur, esse equinis pedibus Hippopodas et Panotios (Sannalos), quibus magnae aures et ad ambiendum corpus omne patulae - nudis alioquin - pro veste (vecti) sint, praeterquam quod fabulis traditur, (apud) auctores etiam, quos sequi non pigeat, invenio (invento).“

<sup>39</sup> „ab eo tractu quem ferae infestant proximi sunt Himantopodes (Scimantopodes) inflexi lentis cruribus, quos serpere potius quam ingredi referunt (...)“, ebend., III, 103.

<sup>40</sup> „sunt autem trans ea quae deserta modo diximus muti populi et quibus pro eloquio nutus est, alii sine sono linguae, alii sine linguis, alii labris etiam cohaerentibus, nisi quod sub naribus etiam fistula est per quam bibere avenis (avent), et (sed) cum incessit libido vescendi, grana singula frugum passim nascentium absorbere dicuntur“, ebend., III, 91.

<sup>41</sup> „Trogodytae nullarum opum domini strident magis quam loquuntur, specus subeunt alunturque serpentibus“, ebend., I, 44.

Erzfeinden, den Kranichen, ausgerottet wurde), schätzen Schlangenfleisch,<sup>42</sup> während die Chelonophagen - als Gourmets *avant la lettre* - Schildkröten bevorzugen.<sup>43</sup> Bedrohliche kulinarische Vorlieben finden sich vor allem im hohen Norden und unter den skythischen Völkern: die Anthropophagen fressen - wie ihr Name verrät - Menschen,<sup>44</sup> die Neuren pflegen sich zu bestimmten Zeiten in Wölfe zu verwandeln,<sup>45</sup> während die Androphagen ausschließlich das Fleisch von Männern verzehren.<sup>46</sup>

Wie aus dieser kurzen Aufzählung hervorgeht, hat Pomponius Mela in seiner Beschreibung der Welt neben den monströsen Völkern, die bereits durch äußere Abnormitäten als solche erkennbar sind, auch „populi“ aufgenommen, die sich durch ungewöhnliche Nahrungspräferenzen auszeichnen. Daß auch die Repräsentanten der letzteren Gruppe im Mittelalter zu den monströsen Völkerschaften gezählt worden sind, läßt sich aus Darstellungen in Bestiarien und auf *mappae mundi* ersehen, wo sie neben den äußerlich mißgestalteten Wundervölkern figurieren und ikonographisch dadurch gekennzeichnet sind, daß ihnen ein angeknabberter Arm, ein halbvertilgtes Bein oder aber - wie bei den Trogodyten - ein Stückchen Schlange aus dem Mund hängt (Abb. 2).

Auch in der von Plinius dem Älteren<sup>47</sup> kompilierten *Naturalis historia* - einem zuweilen als unkritisch und in den geographischen Teilen als mangelhaft getadelten enzyklopädischen Monumentalwerk in 37 Bänden, das aus hunderten von griechischen und römischen Fachschriftstellern zusammengetragen und im Jahr 77 n. Chr. beendet wurde - beginnt die Aufzählung wunderlicher Völkerschaften mit den Skythen und der unter ihnen angeblich weitverbreiteten Vorliebe für die Anthropophagie. Nahezu „incredibilis“ müßten solche Sitten anmuten - so Plinius -, wenn man nicht wüßte, daß

---

<sup>42</sup> „extra sinum, verum in flexu tamen etiamnum (etiam non) Rubri maris pars bestiis infesta ideoque deserta est, partem Panchai habitant, hi quos ex facto quia serpentibus vescuntur Ophiophagos vocant. fuere interius Pygmaei, minutum genus et quod pro satis frugibus contra grues dimicando defecit (deficit)“, ebend., III, 81.

<sup>43</sup> ebend., III, 75.

<sup>44</sup> „apud Anthropophagos ipsae etiam epulae visceribus humanis apparantur“, ebend., II, 14.

<sup>45</sup> „(...) Neuris statum singulis tempus est, quo si velint in lupos, iterumque in eos qui fuere mutantur“, ebend., II, 14.

<sup>46</sup> „Scythae sunt Androphagoe et Sacae (Sagae), distincti regione, quia feris scatet, inhabitabili (inhabitabile)“, ebend., III, 59.

<sup>47</sup> Plinius, der Ältere (23-79 n. Chr.) war Militär, Beamter und Schriftsteller. Er kam beim Ausbruch des Vesuvs ums Leben, als er das Naturphänomen aus der Nähe betrachten und bei den Rettungsarbeiten helfen wollte. Von seinen Werken ist nur die *Naturalis historia* erhalten. Von den nicht überlieferten Werken waren insbesondere die *Bella Germaniae* sowie eine Arbeit zur jüngsten römischen Geschichte bedeutend. Darüber hinaus hat Plinius ein grammatisches Werk und ein Lehrbuch der Rhetorik verfaßt.

früher mitten im Erdkreis Völker von solcher Entartung lebten, nämlich die Kyklopen und Laistrygonen, und daß vor kurzer Zeit noch bei den jenseits der Alpen wohnenden Völkern die Sitte herrschte, Menschen zu opfern, was von Menschenfresserei nicht weit entfernt ist.<sup>48</sup>

Der Vergleich mit dem einäugigen Riesenvolk der Kyklopen und den gigantischen Laistrygonen, die – die Gesetze der jüngeren olympischen Götter mißachtend – umstandslos Odysseus' Gefährten verspeisten, verdeutlicht den engen Konnex, der zwischen dem Vorwurf der Anthropophagie und dem Verdacht monströser *physis* besteht. Aufschlußreich ist darüber hinaus, daß die Untaten der archaischen *monstra*, die der eigenen Kulturtradition entstammen, in einem Atemzug mit den kultischen Gebräuchen der erst vor kurzem dem *imperium* einverleibten Barbaren „jenseits der Alpen“ genannt werden, um dann gemeinsam als Garant für die „unglaubliche“ Existenz von skythischen Menschenfressern zu dienen. Diese unmittelbare Verknüpfung von zeitlich-entlegenem Eigenen und räumlich-entferntem Fremden kann als paradigmatisch für den Umgang mit den Wundervölkern gelten. Denn an der Peripherie wird sich eben das wiederfinden, was einst „in medio orbe terrarum“ sein schauerliches Unwesen trieb.

Neben den Skythen siedeln bei Plinius die Arimaspoi,<sup>49</sup> eines der ältesten Wundervölker überhaupt, von denen bereits der nach dem Kimmeriereinfall um 676 v. Chr. lebende Aristeas aus Prokonnesos bei seinem Besuch der skythischen Issedonen Kenntnis erhalten und in seinem nur fragmentarisch erhaltenen Gedicht *Arimaspeia* berichtet hatte. Die einäugigen Arimasper lebten diesem poetischen Reisebericht zufolge in beständiger Fehde mit den „gryps“, den Greifen, die das Gold, welches sie in großen Mengen aus den Erzgruben im Norden scharren, mit selbstüchtigem Geiz bewachten und den Einäugigen partout nichts davon abgeben wollten, so daß letztere sich genötigt sahen, das edle Metall durch listige Diebstähle zu entwenden.

---

<sup>48</sup> Plinius, *Naturalis historia*, Bd. VII, ii, 9.

<sup>49</sup> Herodot scheint von der Existenz der einäugigen Arimasper keinesfalls überzeugt (*Historien*, 3, 116), geht aber ziemlich ausführlich auf die Person des Aristeas und dessen göttliche Entrückungen ein, die ihn auch zu den Issedonen verschlagen haben sollen (4, 13-15). Die Arimasper wurden mit der Vita Alexanders in Verbindung gebracht und teilweise auch mit den iranischen Ariaspern verwechselt (Diodorus Siculus, Curtius Rufus, Justinus) oder aber mit den ebenfalls einäugigen Kyklopen gleichgesetzt (Aulus Gellius). Bei Vincent von Beauvais figurieren sie als indische Monster, s. ausführlich dazu: F. Reichert, *Begegnungen mit China. Die Entdeckung Ostasiens im Mittelalter*, S. 15-22.

Im deutschsprachigen Raum fanden die Arimaspen während des Mittelalters weite Verbreitung durch das vermutlich gegen Ende des 12. Jahrhunderts entstandene sogenannte Spielmannsepos<sup>50</sup> *Herzog Ernst*. Der titelgebende Protagonist, der aufgrund höfischer Intrigen vor dem Zorn seines kaiserlichen Stiefvaters fliehen und in die Fremde ziehen muß, rüstet zunächst zu einem Kreuzzug, wird dann aber auf die exotische Insel *Grippia* verschlagen. Dort lebt das Volk der Kranichmenschen, das sich gerade anschickt, die Hochzeit seines Königs mit einer wunderschönen, aus Indien entführten Prinzessin<sup>51</sup> feierlich zu begehen. Herzog Ernst versucht, die unglückliche Königstochter gewaltsam aus der Hand der Vogelköpfigen zu befreien, und diese verspricht dem wohlgestalteten Helden nur zu gern, ihn nach gelungener Rettung zu ihrem Gemahl und König von Indien zu machen, doch stirbt sie an den Verletzungen, die ihr die Kranichmenschen mit ihren Schnäbeln zufügen.<sup>52</sup> Während seiner mannigfaltigen *aventiuren*, die ihn immer weiter gen Osten führen, trifft Herzog Ernst noch auf zahlreiche andere Wundervölker, entwickelt jedoch eine besondere Vorliebe für das alte Volk der „Arimaspi“, da diese zwar nur „ein ouge/ vorn an dem hirne“,<sup>53</sup> dafür aber eine stattliche Anzahl ritterlicher Tugenden aufweisen. Ihrer edlen höfischen Gesinnung wegen bleibt Herzog Ernst bei ihnen und kämpft für sie gegen eine ganze Reihe weniger tugendhafter, aber ebenso monströser Feinde, zu denen das „freislîch volk“ der Riesen, die sich weise dünkenden Langohren sowie auch die „Platthufer“ zählen. Letztere weisen große Ähnlichkeiten zu den - sich in der Sonne mit ihrem einzigen übergroßen Fuß beschattenden - Skiapoden (Abb 13, Abb. 14) auf,

---

<sup>50</sup> Neben *Herzog Ernst* sind auch andere anonyme mittelhochdeutsche Werke des 12. Jahrhunderts als „Spielmannsepen“ bezeichnet worden (*König Rother*, *Orendel*, *Oswald* u.a.). Allerdings ist die Bezeichnung fragwürdig. Die sog. „Spielmannsepen“, in denen die Romantik spontane Schöpfungen epischer Sängergestalten à la Ossian zu erblicken vermeinte, waren höchstwahrscheinlich Auftragswerke von Fürsten, mit deren Niederschrift Kleriker betraut wurden, vgl. dazu W. Röcke, *Minne- und Abenteuerromane*, S. 396; P. Dinzelsbacher (Hrsg.), *Sachwörterbuch der Mediävistik*, Stichwort: Spielleute. Im *Herzog Ernst* lassen die Idealisierung des Bayernherzogs und die ziemlich negative Zeichnung seines kaiserlichen Stiefvaters darauf schließen, daß das Epos den welfisch orientierten Dichtungen zuzuordnen sei, vgl. B. Sowinski, Nachwort zu *Herzog Ernst*, S. 407.

<sup>51</sup> Indische Prinzessinnen sind auch in anderen mittelhochdeutschen Epen beliebte Protagonistinnen. Der Großvater von Kudrun beispielsweise ehelicht eine Prinzessin aus Indien, die den exotischen Namen „Hilde“ trägt und von Greifen aus ihrer Heimat entführt worden war, s. *Kudrun*, 1-4.

<sup>52</sup> Die Kranichmenschen haben in *Herzog Ernst* keine menschliche Sprache, sondern „schrîen nâ der kraniche site“ (so wie die Kynokephalen ihrer hunds-köpfigen Natur getreu oft bellen). Dies ist einer der Hauptgründe dafür, daß die Prinzessin sich vor ihnen fürchtet und Herzog Ernst beschließt, „daz vihe“ abzuschlachten (V. 3295). Die Sexualität der Vogelmenschen wird drastisch hervorgehoben, als ihr König (der Hals und Kopf eines Schwanes hat) die Prinzessin küßt: „den snabel stiez er ir in den mundt“ (V. 3245) und die Kranichmenschen die Prinzessin schließlich in ihrer für die Hochzeitsnacht vorbereiteten Kemenate letal „zerstechen“: „mit den snebelen sie sie stâchen/ allenthalben durch den lip“ (V. 3426-3427).

<sup>53</sup> *Herzog Ernst*, V. 4518-4519.

wenngleich die Plathufer mit zwei Riesenfüßen ausgestattet sind, so daß sie im Unterschied zu ihren indischen Artgenossen bei Ermüdung den jeweils anderen Fuß zum Schutz gegen die in ihrer Heimat besonders heftigen Regenfälle einsetzen können.<sup>54</sup> Ein letzter bedeutender Auftritt ist den Arimaspen übrigens in Goethes *Klassischer Walpurgisnacht* vorbehalten, wo sie neben Greifen, Sphinxen, Sirenen und anderen archaischen Wesen Mephistopheles in Erstaunen setzen.<sup>55</sup> Auch hier treten die Arimaspen wieder als gefährliche Langfinger in Erscheinung. Es ist ihnen nämlich gelungen, die von den Riesennameisen zusammengetragenen und sorgfältig versteckten Goldvorkommen aufzuspüren und zu plündern. Als die Greife sie darob griesgrämig zur Rede stellen wollen, macht das leichtlebige Arimaspenvölkchen sich fröhlich davon und plant bereits, das gesamte Diebesgut in einem großen Fest zu verprassen.

Im Unterschied zu den Arimaspen, die auch bei Plinius im Norden angesiedelt sind, hausen die meisten anderen Wundervölker in südlichen Gefilden, wobei sich „reich an wunderbaren Erscheinungen“ in der *Naturalis historia* „vor allem Indien und das Gebiet der Aithioper“ erweisen.<sup>56</sup> Das Wunderland Indien zeichnet sich durch eine geradezu monströse Fruchtbarkeit aus: Tiere und Pflanzen werden riesengroß, das Schilfrohr wächst zu solchen Höhen empor, „daß die einzelnen Stücke zwischen zwei Knoten ein Boot abgeben, das manchmal drei Personen tragen kann“.<sup>57</sup> Zahllose wundersame Wesen bevölkern das Gebiet: Gymnosophisten, die auf einem Fuß stehend nachdenklich die Sonne betrachten, Rückwärtsfüßler mit acht Zehen, Monoculi, Brustgesichtler, die behenden Catarcludi, die man erst zu fangen vermag, wenn sie alt und lahm geworden sind, Satyre, Mundlose, Heuschreckenesser, Sodomisten, Schwanzmenschen, Panotier und vielerlei andere Wundervölker mehr.

Da Plinius sich nicht für die Existenz aller monströsen Völkerschaften verbürgen will, gibt er „in zweifelhaften Fällen“ seine Gewährsleute an, so daß die Quellen, aus denen der römische Gelehrte schöpfte und die zu einem großen Teil verloren sind, zumindest mit

---

<sup>54</sup> ebend., V. 4679-4685: „swann ungewiter wolde werden,/ sô leite er sich ûf die erden:/ sô hebet er einen fuoz über sich./ daz was genuoc wunderlich./ so im daz weter lange war,/ den anderen fuoz hebte er dar,/ sô im dirre muode wart.“

<sup>55</sup> „Und wie ich dieses Feuerchen durchschweife,/ So find ich mich doch ganz und gar entfremdet:/ Fast alles nackt, nur hie und da behemdet:/ die Sphinx schamlos, unverschämt die Greife,/ Und was nicht alles, lockig und beflügelt,/ Von vorn und hinten sich im Auge spiegelt .../ Zwar sind auch wir von Herzen unanständig./ Doch das Antike find ich zu lebendig“, J. W. Goethe, *Faust. Der Tragödie II. Teil*, V. 7080ff.

<sup>56</sup> „Praecipue Indi Aethiopumque tractus miraculis scatent“, Plinius, *op. cit.*, VII, II, 21.

<sup>57</sup> ebend.

einigen Namen verbunden werden können: Ktesias und Megasthenes werden genannt; Homer dient als Zeuge für den Kampf der Pygmäen gegen die Kraniche; der griechische Schriftsteller Tauron, der womöglich Heerführer Alexanders des Großen war, bürgt für die Existenz des wenig bekannten Volkes der Choromanden, das „keine Sprache besitzt, sondern nur ein Gekreisch hören läßt, am Körper behaart ist, mit grünen Augen und Zähnen wie Hunde“;<sup>58</sup> der Astronom Eudoxos von Knidos, der – wie später Cristobal Colón – von einem einzigen Meer als Verbindung zwischen Europa und Indien ausging, weiß von den charismatischen „Sperlingsfüßlerinnen“ zu berichten, die im Süden Indiens auf ihren winzigen Füßchen trippeln, während ihre Ehegatten ihr Leben auf übergroßen Füßen verbringen; der bedeutende Paradoxograph<sup>59</sup> Isigonos aus Nikaia, dessen *Wundergeschichten* und *Merkwürdigkeiten* verloren sind, erzählt von den langlebigen Völkern der Kyrner, Aithioper und Serer; der eigenwillige Krates aus Pergamon, dessen Kommentare zur *Ilias* und *Odyssee* nachzuweisen suchen, daß bereits Homer von der Kugelgestalt der Erde ausging, schildert die Langlebigkeit der Gymneten. Deren Nachbarstämme sollen allerdings nicht älter als vierzig Jahre werden und die Frauen nur einmal im Leben gebären können, wie der Geograph und Historiker Agatharchides<sup>60</sup> und auch der griechische Geschichtsschreiber Kleitarchos berichten.<sup>61</sup> Auf den von Strabo geschmähten Onesikritos, der Alexander auf seinem Feldzug begleitet und als dessen Dolmetscher bei den indischen Brahmanen fungiert haben soll, geht die Erzählung von einem Land ohne Schatten zurück, dessen Bewohner von jedem Alterungsprozeß ausgenommen sind, aber im stolzen Alter von hundertdreißig Jahren unvermittelt und ohne erkennbaren Grund sterben. Nicht allein in Indien, auch in den Wüsteneien Afrikas geht es nicht immer mit rechten Dingen zu, tauchen doch dort menschliche Gestalten plötzlich aus dem Nichts auf und verschwinden ebenso geheimnisvoll wieder. Wer allerdings von diesem gespenstischen Wundervolk Kunde hatte, das in Plinius' Auflistung den Abschluß bildet, wird bedauerlicherweise nicht erwähnt.

---

<sup>58</sup> „Choromandarum gentem vocat Tauron silvestrem, sine voce, stridoris horrendi, hirtis corporibus, oculis glaucis, dentibus caninis“, ebend., VII, II, 24.

<sup>59</sup> Für eine ausführliche Darstellung der antiken Paradoxographen und ihrer leider nur fragmentarisch überlieferten Texte, s. G. Schepens, D. Kris, *Ancient Paradoxography: Origin, Evolution, Production and Rezeption*, in: *La letteratura di consumo nel mondo greco-latino: Atti del Convegno Internazionale*, Cassino 1996, S. 373-460.

<sup>60</sup> Agatharchides verfaßte im 2. Jh. v. Chr. eine umfangreiche Beschreibung der Ökumene.

Für die christlichen Autoren des Mittelalters waren neben Pomponius Mela und Plinius insbesondere die den indischen Wundervölkern gewidmeten Ausführungen des Kompilators Solinus von Bedeutung. In seinen im 3. Jahrhundert entstandenen *Collectanea rerum memorabilium* übernahm Solinus weite Teile aus Pomponius Melas Bericht sowie auch aus Plinius' *Naturalis historia* und zollte den monströsen Völkerschaften als besonderen Denk- und Merkwürdigkeiten der Welt erhebliche Aufmerksamkeit.<sup>62</sup> Neben Solinus prägten das *Commentum ad Ciceronis Somnium Scipionis* des Macrobius, das – an Ciceros Text nur lose anknüpfend – neuplatonische Lehren über Träume, Zahlenspekulation, Tugend, Seele, Astronomie, Musik und Geographie enthält,<sup>63</sup> sowie die im 5. Jahrhundert verfaßte Enzyklopädie der sieben *artes liberales* von Martianus Capella<sup>64</sup> maßgeblich das geo- und ethnographische Bild des Mittelalters. Capellas *De nuptiis Mercurii et Philologiae* schildert, wie Merkur, der noch als olympischer Gott, zugleich aber als „*nous sacer*“<sup>65</sup> und somit möglicherweise als neuplatonische Emanation des göttlichen Einen<sup>66</sup> in Erscheinung tritt, sich mit Philologia vermählt, der aufgrund ihres unermüdlichen Strebens nach Gelehrsamkeit Unsterblichkeit verliehen wird, und wie bei diesem Hochzeitsfest sämtliche *artes liberales* als Brautgabe ihr Wesen und Wirken erklären. Als vierte der *artes* tritt die Geometrie auf und gibt einen erschöpfenden Überblick über die unterschiedlichen Regionen der Welt, wobei eine Fülle geographischer Mythen ausgebreitet und zahlreiche Wundervölker erwähnt werden. Insbesondere im Inneren Afrikas tummeln sich Scharen „weißer Aithioper, Neger und anderer Völker monströser Eigenart“<sup>67</sup> wie die schlangenverzehrenden Troglodyten, welche neben den fischfressenden Ichthophagen in Äthiopien hausen, Blemmyer, Satyre, Pane, die in wilder Ehe lebenden Garamanten, die kriegsuntüchtigen Gamphasanten, die klugerweise Auseinandersetzungen meiden, die Atlanten, die weder

---

<sup>61</sup> Kleitarchos' gegen Ende des 4. Jhs. verfaßter phantasievoller Alexanderroman übte auf die weitere Ausgestaltung des Stoffes erheblichen Einfluß aus.

<sup>62</sup> vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 95; C. R. Beazley, *The Dawn of modern Geography*, S. 246-73.

<sup>63</sup> Der *Kommentar* des Macrobius (Anf. d. 5. Jhs.) zu Ciceros *Somnium Scipionis* zählte zu den meistgelesenen Schriften des Mittelalters; insbesondere seine kosmologischen Vorstellungen haben das abendländische Denken nachhaltig beeinflusst. Einige mittelalterliche Weltkarten gehen wahrscheinlich über Vorlagen der Spätantike auf Macrobius zurück, vgl. K. Miller, *op. cit.*, Bd. 3, S. 122 ff; zu Macrobius' geographischem Weltbild s. G. H. T. Kimble, *Geography in the Middle Ages*, S. 8f.

<sup>64</sup> Die sieben *artes liberales* sind bei Capella: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Harmonielehre. Medizin und Architektur werden ausdrücklich davon ausgeschlossen. Der geographische Exkurs befindet sich im 6. Buch über die Geometrie; Plinius und Solinus bilden die Grundlage, des weiteren bezieht sich Capella auf Euklid, vgl. G. H. T. Kimble, *op. cit.*, S. 9ff.

<sup>65</sup> Martianus Capella, *De nuptiis Mercurii et Philologiae*, I, S. 92.

<sup>66</sup> vgl. G. Ladner, *Handbuch der frühchristlichen Symbolik*, S. 102f.

<sup>67</sup> Martianus Capella, *De nuptiis Mercurii et Philologiae*, Bd. II, S. 253.

Eigennamen noch Träume besitzen und tagsüber der Sonne fluchen, weil unter ihrer sengenden Hitze die Felder verbrennen, sowie die Augilae, die den Mächten der Unterwelt Verehrung zollen. Die Bewohner Indiens haben ebenfalls befremdliche Sitten: Sie färben sich die Haare, tragen Juwelen, halten es für eine Auszeichnung, auf Elefanten zu reiten, und sind zudem stolz darauf, sich um die Beisetzung ihrer sterblichen Überreste keine Sorgen zu machen; physisch abnorm sind sie allerdings nicht. In den Bergen ihres Landes leben jedoch kleinwüchsige Pygmäen, und auf Ceylon ist ein Riesengeschlecht anzutreffen, das keinen Kontakt zur Außenwelt pflegt und interessanterweise den Bezwinger zahlreicher artverwandter archaischer *monstra*, nämlich Herkules, anbetet.

Obgleich diese und andere Nachrichten von verschiedenen Weltgegenden – der Insel Thule, den Gorgoneninseln und dem Garten der Hesperiden – durchaus von Interesse und geradezu privilegiert erscheinen müßten, das geneigte Ohr der Hochzeitsgesellschaft zu finden, die aus Göttern, Halbgöttern, Genien und Dämonen, Laren und Parsen, Musen, Grazien und Tugenden besteht, trägt die Geometrie ihre Rede mit so spröder Gelehrsamkeit vor und versieht ihre Ausführungen mit so unzählig vielen Angaben zu Längen- und Breitengraden, daß der heutige Leser einiges Nachsehen mit Venus und ihrem Gefolge haben wird, wenn diese erbot und ermüdet von den pedantischen Ausführungen und wohl auch, weil sie den Bildungshunger der Philologie nicht teilen, die Geometrie einen Bauerntölpel und elenden Langweiler schimpfen. Die Leser späterer Jahrhunderte haben offenkundig ein anderes Urteil als die Liebesgöttin gefällt: das Werk zählte zu den kulturell prägenden und meistgelesenen Schriften des Mittelalters.<sup>68</sup>

Die im okzidentalen Mittelalter kursierenden Vorstellungen von den Wundervölkern des Ostens beruhen nicht allein auf schriftlichen Überlieferungen; auch bildkünstlerische Traditionen haben wesentlichen Einfluß darauf genommen. Offenbar gehen die mittelalterlichen Darstellungen monströser Völker ebenfalls auf antike Vorbilder zurück, wiewohl die einzelnen Vermittlungsprozesse ebenso wie die Überlieferungsgeschichte insgesamt aufgrund des spärlichen Materials nur sehr schwer zu verfolgen sind.<sup>69</sup>

---

<sup>68</sup> Für die große Verbreitung und Beliebtheit der Schrift spricht unter anderem auch, daß die Fülle der Handschriften der *De nuptiis Mercuri et Philologiae* bislang von keiner Edition erfaßt werden konnte.

<sup>69</sup> In seiner grundlegenden Studie über die „Wunder des Ostens“ kommt R. Wittkower zu dem Schluß, daß es „angesichts der Kompliziertheit des Materials“ nicht möglich sei, „dem Eindringen des Bilderbes der Antike in das 13., 14. und 15. Jahrhundert nachzugehen“, *op. cit.*, S. 114.

Auf eine Darstellung der Wundervölker an der Hafensperrade der – einst der Menschenopfer bezichtigten – Stadt Karthago kommt Augustinus in seiner Schrift *De Civitate Dei* leider nur sehr beiläufig zu sprechen:

und wer weiß, was es sonst noch für Menschen oder menschenähnliche Geschöpfe geben mag, wie man sie an der Uferpromenade von Karthago als Mosaikdarstellungen bewundern und aus seltsamen Schilderungen in allerhand Büchern kennenlernen kann.<sup>70</sup>

Ein solches Panorama - zudem an sinnfälligem Ort, wo dem über das Meer schweifenden Auge vorgeführt wurde, welche wundersamen Wesen den Reisenden in der Fremde erwarten mochten – dürfte kein Einzelfall gewesen sein. Auf einer Weltkarte, die Agrippa, der Freund und nahe Vertraute des Augustus, auf die Wand des Portikus der Vipsania in Rom gemalt und zu der er auch *Commentarii* verfaßt hatte,<sup>71</sup> scheinen die Wundervölker ebenfalls dargestellt gewesen zu sein; und vermutlich hat diese Weltkarte die Darstellung der monströsen Völkerschaften auf den großen *mappae mundi* des 13. und 14. Jahrhunderts beeinflußt. Eine annähernde Vorstellung von den antiken Vorbildern läßt sich aus den Illuminationen der enzyklopädischen Schriften des Mittelalters gewinnen, die mit großer Wahrscheinlichkeit auf illustrierte Handschriften der Werke des Solinus, Martianus Capella und Isidor aus dem 6. oder 7. Jahrhundert zurückgehen. Über diese Miniaturen dürften Teile des antiken Bilderbes Eingang in die christliche Formensprache gefunden haben.<sup>72</sup>

Die Illustration der aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammenden Solinus-Handschrift des British Museum (Abb. 3) zeigt siebzehn Repräsentanten der Wundervölker, die mit erläuternden Inschriften versehen und in drei horizontal verlaufenden Reihen dargestellt sind. Während die Brust- und Kopfgesichtler wie auch die Panotier interessiert den Leser und Betrachter anblicken, die Skiapoden und Pygmäen hingegen ganz auf ihre jeweiligen Beschäftigungen konzentriert scheinen, sind einige andere der monströsen Gestalten angelegentlich mit der Aufnahme wenig appetitlich aussehender Nahrung beschäftigt. Die Figuren sind in Strichzeichnungen wiedergegeben, denen jede räumliche Komponente fehlt. Die *monstra* stellen ostentativ ihre mißgebildeten Körperpartien oder ihre Speisegewohnheiten zur Schau, wobei im allgemeinen keine Beziehungen zwischen

---

<sup>70</sup> Augustinus, *Civitas Dei*, XVI, 8.

<sup>71</sup> s. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 106 und Anm. 102.

den einzelnen Repräsentanten hergestellt werden. Allerdings sind der Bauch- und der Brustgesichtler sowie auch der behufte Mensch und der Antipode, die unmittelbar nebeneinander figurieren, durch ihre Körperhaltungen aufeinander bezogen; die beiden Pygmäen - deren Kleinwüchsigkeit dadurch anschaulich wird, daß sie neben einem Riesen dargestellt sind, der die zeilenförmige Anordnung weit überragt - geben bereits durch die identische Kampfmontur von Schild und Krücke ihre Zusammengehörigkeit zu erkennen. Während in der *Schedelschen Weltchronik* (Abb. 1) die Geschlechtsorgane der Wundervölker zumeist durch ordentliche Hemdchen bedeckt sind, werden die *monstra* hier zumeist von der Seite und in Schritthaltung dargestellt, so daß das vorgesetzte Bein die Schamteile verbirgt.

Im Unterschied zu dieser Darstellung einzelner Figuren sind den monströsen Geschöpfen auf den Miniaturen einer italienischen Solinus-Handschrift aus dem 13. Jahrhundert (Abb. 4) einige topographische Hinweise in Form von schematisierten Bergen sowie als weiteres Requisit ein drachenähnliches Ungeheuer beigegeben. Die Darstellung der Gymnosophisten, die den ganzen Tag die Sonne betrachten, hat nahezu szenischen Charakter. Das Blatt ist im übrigen sorgfältig ausgeführt, koloriert und mit einem gemalten Rahmen versehen, auf dessen unterer Leiste zwei orientalisches anmutende Fabeltiere stehen, die den exotischen Charakter der wundersamen Völkerschaften betonen. Trotz der merklichen Unterschiede zu den Illustrationen der Handschrift im British Museum sind gewisse Analogien in der Darstellung auffällig: dazu gehört die Reihung der monströsen Repräsentanten, ihre lose Anordnung und flächige Behandlung sowie die beigegebenen Bildlegenden. Auch die Körperhaltungen einiger Figuren sind einander deutlich verwandt: so hat der kopflose Blemmyer zierlich seinen Fuß vorgeschoben und die Arme vor seinem Bauch in einem Bogen zusammengeführt - eine Geste, die ihn auch in anderen Kodizes auszeichnet. Die Körperhaltung des Einäugigen im Kodex der Biblioteca Ambrosiana (2. Figurenreihe rechts), der seine Hand auf dem Schenkel des gegenüberliegenden Beines ruhen läßt, während er die andere zum Gesicht führt, weist - wiewohl spiegelverkehrt - offenkundige Übereinstimmungen mit seinem Artgenossen aus dem British Museum auf (1. Reihe, 2. Figur). Es scheint daher naheliegend, von gemeinsamen ikonographischen und kompositorischen Vorbildern auszugehen, obwohl es für die von Rudolf

---

<sup>72</sup>s. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 108-109.

Wittkower vermuteten antiken „Ur-Illustrationen“ keine Belege gibt.<sup>73</sup> Im übrigen war das ikonographische Repertoire offenbar nicht eindeutig in allen Details festgeschrieben: so werden beispielsweise die Kynokephalen manchmal mit spitzen Fuchsohren, manchmal mit herabhängenden Schlappohren dargestellt. Auf dem Tympanon von Vézelay figurieren beide Arten von Hundsköpflern sogar friedlich nebeneinander (Abb. 18). Auch die Darstellung der langen Ohren der Panotier ist offenkundig keiner festen Regel unterworfen gewesen. Meist sind ihre Lauscher rund und wie große Flügel am Gesicht angebracht, doch können sie sich auch wie Girlanden um ihre Arme winden (Abb. 5, Abb. 6). Daß solche Varianten letztlich ihrerseits auf antike Bildvorlagen zurückgingen, ist durchaus vorstellbar. Doch wie auch immer die Wundervölker in den wissenschaftlichen Abhandlungen der Antike aussahen – es ist sehr wahrscheinlich, daß sie in Text und Bild zumeist als Einzelwesen und ohne kontextualisierende Bezüge, als Kuriositäten und launische Wunderwerke der Natur zu veritablen Katalogen angeordnet wurden und daß diese *traditio* im Mittelalter fortgewirkt hat.

## 2. Situierung der Wundervölker im christlichen Kosmos

Von christlichen Autoren wurde weitertradiert, was in Wort und Bild über die monströsen Völker aus der Antike auf sie gekommen war, und dieses Wissen gehörte zum festen Bestandteil mittelalterlicher Geo- und Ethnographie. Die Wundervölker waren in allen großen Enzyklopädien des 12. und 13. Jahrhunderts,<sup>74</sup> in den Weltchroniken<sup>75</sup> und Natur-

---

<sup>73</sup> Wittkower nimmt an, daß die Miniaturen der Ambrosianischen Handschrift sowie die Mehrzahl der überkommenen Solinus-Illustrationen überhaupt Kopien einer aus dem 9. Jahrhundert stammenden Handschrift seien, da sie auffallende stilistische Ähnlichkeiten zu den Illuminationen einer im Vatikan befindlichen Kosmas Indikopleustes-Handschrift aufweisen. Leider bildet er die Illustrationen dieses Manuskripts nicht ab, so daß man seiner Argumentation in diesem Punkt nicht recht folgen kann, vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 98f.

<sup>74</sup> In der um 1100 verfaßten *Imago Mundi*, die Honorius Augustodunensis zugeschrieben wird; in Goussuin von Metz' *Image du Monde* (1246); in Gervasius von Tilburys um 1211 für Kaiser Otto geschriebene *Otia imperialia*; in der zwischen 1220 und 1240 verfaßten Enzyklopädie *De proprietatibus rerum* von Bartholomäus Anglicus de Glanvilla; in dem *Trésor* des Florentiners Brunetto Latini aus dem Jahr 1260 sowie in der um 1250 von Vincenz von Beauvais verfaßten Standard-Enzyklopädie des späten Mittelalters; den indischen Wundern ist auch in Pierre d'Aillys *Ymago Mundi* (1410) noch ein Kapitel gewidmet, vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 98 und Anm. 62-68.

<sup>75</sup> In Frutolf von Michelsberg kurz nach 1100 verfaßter *Weltchronik*, in der *Weltchronik* des Rudolf von Ems und Sebastian Francks *Chronica. Zeitbuch und Geschichtsbibel* (1531), vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 116, 121 und Anm. 70, 71 und 149.

geschichten<sup>76</sup> sowie in Geschichtswerken<sup>77</sup> dieser und auch späterer Zeit vertreten. Ihre schematisch anmutende Aufzählung, die oftmals mit der einleitenden Formel „Homines alii sunt“ beginnt, nennt sie beim Namen, und in den meisten Fällen bezeichnet dieser auch schon zugleich ihre Deformation. Die Wundervölker bilden ein Kuriositätenkabinett, das je nach den Kenntnissen des betreffenden Autors mehr oder minder umfangreich ausfällt.

Allerdings war den mittelalterlichen Katalogen der monströsen Völker, die an die enzyklopädische Tradition der Spätantike anknüpfen, im Christentum eine aufschlußreiche theologische Diskussion um die Wesensart der merkwürdigen Geschöpfe vorausgegangen. Denn während für Plinius – der damit nichts anderes als *common sense* der antiken Naturphilosophie formuliert – die Wundervölker vornehmlich Kreaturen waren, in denen sich die exuberante Schöpferkraft der Natur manifestierte – „dies und Ähnliches erschuf nur aus dem Menschengeschlechte die erfinderische Natur, sich zum Spiel, uns aber zum Wunder“<sup>78</sup> –, sahen sich die Kirchenväter gezwungen, für die Existenz der mißgebildeten Geschöpfe im göttlichen Schöpfungswerk eine theologisch überzeugende Erklärung zu finden und den christlichen Umgang mit ihnen festzuschreiben.

Die Grundlage für alle weiteren theologischen Diskussionen um die Wundervölker legte Augustinus in seiner *Civitas Dei*. „Alle Menschen und Völker, wenn auch noch so ungeschlacht und mißgestaltet, stammen von Adam ab“,<sup>79</sup> lautet die programmatische These des achten Kapitels im 16. Buch. Wenn gewisse „monströse Menschenarten“, von denen die „Geschichte der Völker“ [gentium historia] berichte, wirklich existieren sollten – so argumentiert Augustinus –, müsse es sich bei ihnen um Nachfahren Adams respektive Noahs handeln. Denn

---

<sup>76</sup> Angefangen von der zwischen 1228 und 1244 verfaßten Schrift *De natura rerum* des Thomas von Cantimpré bis hin zu Conrad Megenbergs *Buch der Natur* (um 1350); vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 98, Anm. 72, 73.

<sup>77</sup> In den *Gesta hammaburgensis ecclesiae pontificum* von Adam von Bremen, wo die Wundervölker in Nordeuropa angesiedelt werden; in der Geschichte der Kreuzzüge *Fulcheri Carnotensis Historia Hierosolymitana* (1095-1127) von Foulcher de Chartres und der zwischen 1219 und 1226 geschriebenen Geschichte des Heiligen Landes, *Historia orientalis seu Hierosolymitana*, von Jacques de Vitry. Einige der indischen Wunder sind auch in der *Cosmographie universelle* (zwischen 1571-75) von André Thévet noch zu finden; vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 98, 116, 118, 122, Anm. 69, 135.

<sup>78</sup> „Haec atque talia ex hominum genere ludibria sibi, nobis miracula ingeniosa fecit natura“, Plinius, *op. cit.*, VII, II, 32; s. auch A. Perrig, *Erdrandsiedler*, in: *Die andere Welt. Studien zum Exotismus*, S. 42.

<sup>79</sup> „An ex propagatione Adam vel filiorum Noe quaedam genera hominum monstrosa prodierint“, Augustinus, *op. cit.*, XVI, VIII.

wer irgend als Mensch, das heißt als sterbliches, vernunftbegabtes Lebewesen geboren wird, mag er an Leibesgestalt, Farbe, Bewegung oder Stimme uns noch so fremdartig vorkommen, mag er Kräfte, Teile, Eigenschaften haben, welche er will, er stammt in jedem Fall von jenem Ersterschaffenen ab; daran darf kein Gläubiger zweifeln.<sup>80</sup>

Des weiteren versichert Augustinus, daß Gott, der Weltenschöpfer, am besten gewußt habe, wo, wann und wie etwas zu schaffen sei; und eben weil der Mensch das göttliche Gesamtwerk nicht überblicken könne und ihm manches Teilstück eher häßlich erscheine, habe er kein Recht, die Werke des Herrn zu kritisieren. Augustinus' Versuch, eine Begründung für die Notwendigkeit der „ungeschlachten“ Völker im göttlichen Heilsplan zu finden, mutet allerdings etwas verwirrend an: möglicherweise nämlich habe Gott die monströsen Völker geschaffen,

damit wir nicht bei Mißgestalten, wie sie unter uns unleugbar von Menschen geboren werden, uns einreden lassen, seine Weisheit, die die menschliche Natur bildet, habe wie die Kunstfertigkeit eines weniger geschickten Meisters einen Fehler gemacht.<sup>81</sup>

Indem Augustinus die Frage schließlich „behutsam zum Abschluß zu bringen“ versucht, formuliert er mit jurisdischer Schärfe drei Möglichkeiten, um der zweifelhaften Natur der monströsen Völker Herr zu werden:

Entweder ist an alledem, was von gewissen Völkern berichtet wird, überhaupt nichts Wahres, oder wenn doch, so sind es keine Menschen, oder aber, wenn es Menschen sind, dann stammen sie auch von Adam ab.<sup>82</sup>

Ganz offensichtlich dünkt dem Kirchenvater die erste Möglichkeit ohnehin die wahrscheinlichste. Seine Nachfolger insistierten jedoch überwiegend auf der dritten Variante:

---

<sup>80</sup> „Verum quisquis uspiam nascitur homo, id est animal rationale mortale, quamlibet nostris inusitatam sensibus gerat corporis formam seu colorem sive motum sive sonum sive qualibet vi, qualibet parte, qualibet qualitate naturam: ex illo uno protoplasto originem ducere nullus fidelium dubitaverit.“ ebend.

<sup>81</sup> „ (...) quid, si propterea Deus voluit etiam nonnullas gentes ita creare, ne in his monstris, quae apud nos oportet ex hominibus nasci, eius sapientiam, qua naturam fingit humanam, velut artem cuiuspiam minus perfecti opificis, putaremus errasse?“, ebend.

<sup>82</sup> „Quapropter ut istam quaestionem pedetentim cauteque concludam: aut illa, quae talia de quibusdam gentibus scripta sunt, omnino nulla sunt; aut si sunt, homines non sunt; aut ex Adam sunt, si homines sunt“, ebend.

daß die Wundervölker wirklich existent seien. Damit stellte sich allerdings dasselbe Problem, das schon Augustinus nicht befriedigend hatte lösen können: nämlich eine Rolle für diese Kollektive menschlich deformierter Wesen im göttlichen Heilsplan zu finden und ihnen einen Ort und eine Bedeutung im kosmischen Schöpfungswerk zuzuweisen.

Auch Isidor von Sevilla wird in seinen zwischen 622 und 633 entstandenen *Etymologiae* an die von Augustinus behauptete Analogie zwischen einzelner menschlicher Mißgeburt und monströs gebildeten Völkerschaften anknüpfen.<sup>83</sup> Wie die einzelne Mißgeburt sei – so Isidor – auch das abnorme Äußere der Wundervölker nicht „contra naturam“,<sup>84</sup> sondern ein Zeichen, in dem der göttliche Wille sich offenbare. Aus eben diesem Grund verhandelt Isidor die monströsen Wesen auch in einem einzigen, *De portentis* überschriebenen Abschnitt. Die Annahme, daß den *monstra* eine divinatorische Bedeutung zukomme, war allerdings keine Erfindung des Kirchenlehrers, sondern ungleich älter und hatte insbesondere in den Kulturen des Alten Orients eine wichtige Rolle gespielt, wo bereits früh in Form von Katalogen – den sogenannten Ominaserien – Abweichungen von den Gesetzen der makro- und mikrokosmischen Ordnung, zu denen Mißgeburten von Mensch und Tier natürlich an prominenter Stelle zählten, festgehalten und interpretiert worden waren.<sup>85</sup> Isidor führt zwei Episoden an, um den Beweis für den zumeist unheilverheißenden Zeichencharakter der *monstra* zu erbringen. Dem persischen König Xerxes hatte die Geburt eines Fuchses aus dem Leib einer Stute den Verfall seines Reiches angekündigt; und Alexander habe die Mißgeburt eines Kindes, dessen menschlich gebildeter Oberkörper tot, der untere Teil des Leibes hingegen tierhaft und lebendig gewesen sei, als Zeichen dafür gedeutet, daß er bald sterben und unwürdige Nachfolger seine Herrschaft übernehmen würden.<sup>86</sup> Im Unterschied zu den vorderorientalischen Omina – die mit einer minutiösen

---

<sup>83</sup> „Sicut autem in singulis gentibus quaedam monstra sunt hominum, ita in universo genere humano quaedam monstra sunt gentium“, Isidor, *Etymologiarum sive originum*, XI, iii.

<sup>84</sup> ebend.

<sup>85</sup> Neben den umfangreichen Serien der Astralomina, die den Akkadern den Ruf großer Sternendeuter einbrachten, gab es Ominaserien zu terrestrischen Phänomenen, zur Physiognomik, zur Eingeweideschau von Opfertieren, Krankheiten u. a.; Tot- und Mißgeburten von Tier und Mensch figurierten in der sogenannten *izbu*-Serie. Die einzelnen Omina werden eingeleitet durch eine Protasis (Wenn...), auf die dann die Apodosis, die „Wahrsagung“ oder Deutung, folgt, s. E. Leichty, *The Omen Series summaIzbu, Texts from Cuneiform Sources 4*, Locust Valley 1970.

<sup>86</sup> „Xerxes quippe vulpis ex equa creata solvi regnum portendit. Alexandro ex muliere monstrum creatum, quod superiores corporis partes hominis, sed mortuas habuerit, inferiores diversarum bestiarum, sed viventes, significasse repentinam regis interfectionem: supervixerant enim deteriora melioribus“, Isidor, *Etymologiarum sive originum* XI, iii, 5. Eine ähnliche Weisagung findet sich in Dan, 2, 36-45. Der Prophet deutet den Traum des Königs Nebukadnezar von einem gewaltigen Standbild, das aus unterschiedlichen

Beschreibung der jeweiligen Anomalie beginnen, auf die in einem zweiten Teil dann eine detaillierte Ausdeutung folgt - wird Isidor jedoch bei seiner anschließenden Aufzählung der unterschiedlichen Wundervölker in keinem einzigen Fall erläutern, worauf diese monströsen Wesen verweisen oder was sich anhand ihrer Abnormität prophezeien ließe.

Der bei Isidor zwar angedeutete, an den konkreten Beispielen der monströsen Völkerschaften jedoch nicht ausgeführte Gedanke, daß die *monstra* so wie auch Pflanzen, Steine und Tiere Zeichen einer der Natur eingeschriebenen Gottessprache seien, der sich die Menschheit durch ihren Sündenfall entfremdet habe und die daher wiederentdeckt werden müsse, sollte im 13. Jahrhundert die Aufnahme der Wundervölker gleichermaßen in die Kataloge der Bestiarien wie auch in die homiletische Literatur begründen, wo sie zu einem beliebten Gegenstand moralischer Deutung avancieren.<sup>87</sup> Nach dem Vorbild christlich-allegorischer Auslegungen der Tierwelt, wie sie dem Mittelalter durch den weitverbreiteten *Physiologus*<sup>88</sup> vertraut waren, werden auch die Wundervölker Anlaß zu komplexer Exegese-tätigkeit geben, deren Ergebnisse allerdings recht unterschiedlich ausfallen. Während in einem englischen Bestiarium des 13. Jahrhunderts die Körpergröße der monströsen Wesen über den Grad ihrer Tugenden zu bestimmen scheint und dementsprechend die Pygmäen als Sinnbild christlicher Demut, die Riesen hingegen als Inbegriff von Anmaßung und Stolz gelten, werden in den 1330/40 verfaßten *Gesta Romanorum* die zwielichtigen *monstra* in einer hermeneutischen *tour de force* zu allegorischen Tugendträgern stilisiert:

Plinius (...) erzählt uns, daß einige Menschen Hundsköpfe haben, mit Gebell reden und in Tierfelle gekleidet sind. Darunter sind aber die Priester zu verstehen, welche alle mit Tierfellen bekleidet sein sollen, d.h. mit strenger Buße, um anderen ein gutes Beispiel zu geben. (...) So sind in Libyen gewisse Frauenzimmer, die keinen Kopf, aber Maul und Augen auf

---

Materialien zusammengesetzt ist, deren Wert vom Kopf zu den Füßen der Statue deutlich abnimmt, auch als Voraussage für den Zerfall des Reiches unter seinen Nachkommen.

<sup>87</sup> vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 111.

<sup>88</sup> Der *Physiologus* ist ein spätantikes, in griechischer Sprache verfaßtes Naturkundebuch, in dem das überlieferte Wissen über bestimmte Tierarten exotischer Provenienz - wie Greifen, Drachen, Schlangen u. ä. - zusammengetragen und christologisch ausgedeutet wird. Im Mittelalter wurde der „Naturkundige“ vielfach übersetzt und bearbeitet; lateinische Fassungen des Textes dienten als Schulbücher. Der *Physiologus* diente als Vorbild für die Bestiarien. Seine Deutungen haben die Homiletik ebenso wie die weltliche Literatur und die bildende Kunst entscheidend beeinflusst, vgl. Ingeborg Glier, *Allegorien*, in: *Epische Stoffe des Mittelalters*, S. 208f; J. K. Eberlein, C. Jakobi-Mirwald, *Grundlagen der mittelalterlichen Kunst*, S. 116.

der Brust haben. Diese Weiber bedeuten die Menschen, welche demütig Gehorsam mit der Brust leisten wollen, aber kein leichtfertiges Herz haben und alles, was sie äußerlich tun wollen, vorher wohl und klüglich in ihrem Herzen bedenken.(...) In Äthiopien gibt es Leute, welche zwar nur ein Bein haben, doch von so großer Schnelligkeit sind, daß sie die wilden Tiere im Laufen jagen. Das sind die Leute, welche nur das eine Bein der Vollkommenheit gegen Gott und ihren Nächsten haben, d.h. das Bein der Liebe. Diese laufen schnell dem Himmelreich zu.<sup>89</sup>

Allerdings ließ sich mit diesem - in der homiletischen Literatur des Mittelalters weit verbreiteten - *quidproquo* der Zeichen und Bedeutungen die Frage nur unzureichend beantworten, warum diese von dem Urvater Adam abstammenden Wesen so wenig Ähnlichkeit mit dem göttlichen Ebenbild aufwiesen.<sup>90</sup> Eine weitgehend überzeugende Lösung dieses Problems fand die mittelalterliche Exegese in der Heiligen Schrift. Einem Bericht des Buches Genesis zufolge hatte Cham, der - zumindest moralisch gesehen - mißratene jüngste Sohn Noahs, des Vaters Nacktheit entdeckt, als dieser, vom übermäßigen Konsum selbstgekelterten Weines erhitzt, vollkommen entblößt eingeschlafen war, und an diesem Anblick so viel Gefallen gefunden, daß er umgehend seinen Brüdern davon erzählte.<sup>91</sup> Diese reagierten auf das väterliche Mißgeschick diskreter, traten rückwärts, um des Vaters Blöße nicht zu sehen, an dessen Lagerstatt und deckten ihn zu. Als Noah aus seinem Rausch erwachte und von dem Verhalten der Söhne erfuhr, war er über seinen Jüngsten höchst erzürnt:

---

<sup>89</sup> *Gesta Romanorum. Die Taten der Römer*, (übers.) J. G. Th. Grässe, (hrsg.) H. E. Rübesamen; zit. n. A. Perrig, *op. cit.*, S. 44.

<sup>90</sup> vgl. A. Perrig, *op. cit.*, S. 45ff.

<sup>91</sup> Daß Chams Vergehen gegen den Vater weitaus schwerwiegender war, wurde von den Herausgebern der Genesis verschwiegen. Der Mythos von Cham wird erst durch spätere Auslegungen (im Babylonischen Talmud und verschiedenen Midraschim) wieder verständlich, wo entweder der Sohn Chams, Kanaan, oder aber Cham selbst bezichtigt werden, Noah an der Zeugung weiterer Söhne gehindert zu haben. Die Meinungen darüber, ob die Schuld allein Cham oder aber auch dessen Sohn Canaan zukam, gehen auseinander. Manche jüdischen Quellen sowie auch einige Kirchenväter behaupten, daß die Kastration Noahas von Canaan ausgeführt worden sei, während Cham sie nur enthüllte. Zur Strafe dafür, daß er seinen Vater nackt sah, sollen die Nachfahren Chams rote Augen, da er seinen Brüdern davon berichtete, mißgebildete Lippen haben. Auch sind ihre Haare gekräuselt, und sie müssen nackt einhergehen, s. die ausführlichen Quellenangaben in: L. Ginzberg, *The Legends of the Jews*, Bd. 1, S. 167 ff, Anm. 60, 61, Philadelphia 1913. Es wäre gewiß aufschlußreich, den in Mythen häufiger thematisierten Zusammenhang zwischen Kastration und Monstrosität (beispielsweise der Entmannung des Uranos und der Geburt der Giganten) genauer zu untersuchen. Auf die verhängnisvolle Auslegung des Cham-Mythos, die Afrika zur „Stammesheimat aller Monstervölker“ und zum „Sklavenreservoir der helleren Menschheit“ machte, weist A. Perrig hin, *op. cit.*, S. 47ff.

Als nu Noah erwacht von seinem Wein/ vnd erfur/ was jm sein kleiner Son gethan hatte/ sprach er/ verflucht sey Canaan/ und sey ein Knecht aller knechte vnter seinen Brüdern. Vnd sprach weiter/ Gelobet sey Gott der HERR des Sems/ Vnd Canaan sey sein Knecht. Gott breite Japheth aus/ und las jn wonen in den Hütten des Sems/ vnd Canaan sey sein Knecht.<sup>92</sup>

Als Nachfahren Chams, des Vaters von Kanaan, hatten die Wundervölker ihre Mißgestalt somit als anschauliche Manifestation des vererbten väterlichen Fluches erhalten. Auch geographisch war diese Genese der Wundervölker aus der Heiligen Schrift einsichtig, denn die mittelalterliche Kartographie hatte aus der Antike das Darstellungsschema des *orbis tripartitus* – der scheibenförmigen Ökumenekarte mit den drei bekannten, im T-Schema angeordneten Kontinenten – übernommen und einer christlichen *interpretatio* unterzogen, indem sie die Erdteile auf die Söhne Noahs verteilte (Abb. 7).<sup>93</sup> Sem stand Asien zu, der edelste der Kontinente, da sich dort das Irdische Paradies befinden sollte,<sup>94</sup> die Sonne jeden Tag im Osten aufging und von diesem Teil der Welt – entsprechend der Lehre von den vier Weltreichen in der Daniel-Vision – die Weltherrschaft, die Weisheit, das Christentum und das Mönchtum ihren Ausgang genommen hatten.<sup>95</sup> Aus diesem Grund waren die meisten der mittelalterlichen Karten auch geostet. Japhets Geschlecht siedelte sich in Europa an, während Cham auf den sogenannten Noachidenkarten das klimatisch wenig anheimelnde Afrika zufiel.<sup>96</sup> Da er als Stammvater der Wundervölker galt, wurden diese in der mittelalterlichen Kartographie zunehmend aus dem Osten in das südliche Afrika verbannt.

Indien, Afrika und Äthiopien, die schon in der Antike als bevorzugte Heimstätten der monströsen Völker gegolten hatten, waren in der mittelalterlichen Geographie allerdings sehr weit zu fassende geographische Begriffe. Indien wurde auf den Weltkarten des Mit-

---

<sup>92</sup> M. Luther, *Die gantze Heilige Schrift*, Gn 9, 24-27.

<sup>93</sup> vgl. die nachfolgenden bibliographischen Angaben zur Kartographie des Mittelalters.

<sup>94</sup> Laut Gn 2, 8: „Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen Osten hin (...)“ In Absetzung zur Kosmologie des Ptolemaios hatte der sog. Indienfahrer Kosmas Indikopleustes (6. Jh.) in seiner *Topographia Christiana* erstmals die Heilige Schrift als verbindliche Grundlage der Geographie angesehen, M. Grant, *op. cit.*, S. 34f.

<sup>95</sup> vgl. U. Ruberg, *Mappae mundi des Mittelalters im Zusammenwirken von Text und Bild. Mit einem Beitrag zur Verbindung von Antikem und Christlichem in der principium- und finis-Thematik auf der Ebstorkarte*, S. 570.

<sup>96</sup> Schon der Heilige Hieronymus leitete Cham etymologisch von *calidus* (heiß) ab, vgl. A. Perrig, *op. cit.*, S. 47.

telalters häufig als *pars pro toto* für Asien genannt; Libyen, aber auch Äthiopien konnten synonym für Afrika gebraucht werden.<sup>97</sup> Da Indien gleichermaßen im Fernen Osten wie auch in Südasien situiert wurde und zudem als jene Region galt, die Asien und Afrika miteinander verband, entwickelte sich die Vorstellung einer *India superior*, die der Apostel Bartholomäus, und einer *India inferior*, die der Apostel Thomas missioniert haben sollte; manchmal wurden diese beiden *Indiae* noch um ein Mittelindien ergänzt, das wiederum auch Äthiopien heißen konnte.<sup>98</sup> Ebenso wurde aber auch das Gebiet von Abessinien als „Mittelindien“ bezeichnet, und einer verbreiteten Meinung nach hatten die Äthiopier einst den Indus verlassen und sich in der Nähe Ägyptens angesiedelt.<sup>99</sup> Doch war die Frage, wo genau sich die Wohnstätten der monströsen Völkerschaften befanden, im Grunde genommen von zweitrangiger Bedeutung; wichtig war vielmehr, daß sie überhaupt irgendwo innerhalb der bewohnten Welt existierten und nicht etwa auf der anderen Seite – durch eine heiße Klimazone unwiderruflich von der Christenheit getrennt – als gespenstische Gegenfüßler umherwanderten.

Die Vorstellung, daß die Erde eine Kugel und von zwei sich im rechten Winkel schneidenden Ozeanringen – einem Polar- und einem Äquatorialozean – in vier Kontinente geteilt sei, gehörte seit langer Zeit zum Wissensgut der Gelehrten.<sup>100</sup> Erstmals wird sie im 2. Jahrhundert v. Chr. mit dem Stoiker Krates von Mallos faßbar, dem zufolge der bekannte Erdteil – die Ökumene – nur auf einem der vier Kontinente untergebracht sei, während man von den anderen – dem Periöken-, Antöken- und Antichthonen-Kontinent – nicht sagen könne, ob sie bewohnt oder unbewohnt seien (Abb. 8). Mit Sicherheit jedoch würden die klimatischen Umstände in den beiden um die Erdpole gelegenen Zonen sowie auch in den Regionen um den Äquator kein Leben gestatten. Diese Lehre hatte in die beiden bereits erwähnten Schriften von Makrobios und Martianus Capella Eingang gefunden, die während des gesamten Mittelalters als Schullektüre dienten, und auf diesem Weg den Typus der sogenannten Zonenkarte inspiriert, der – da perspektivische

---

<sup>97</sup> vgl. R. Simek, *Erde und Kosmos im Mittelalter*, S. 85.

<sup>98</sup> Beispiele dafür in Gasparrini Leporace, *L'Asia nella cartografia degli occidentali*; H. Yule, *Cathay and the Way thither*, Bd. 2, S. 27 f; J. Le Goff, *L'Occidente medievale e l'Oceano Indiano: un orizzonte onirico*, in: *Tempo della Chiesa e tempo del mercante*, S. 257-277; J. Kirtland Wright, *op. cit.*, S. 302 ff, R. Simek, *op. cit.*, S. 80ff.

<sup>99</sup> Diese Auffassung vertritt beispielsweise das *Chronicon* des Eusebios aus dem Jahr 325 v. Chr.; sie wurde von Isidor (*Etym.*, IX, ii, 128) und auch von einer Reihe anderer Autoren übernommen, vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, Anm. 13.

<sup>100</sup> Ausdrücklich wird die Kugelgestalt der Erde – die bereits Aristoteles bewiesen hat – in Walter von Metz' *Image du monde* (ca. 1245) und bei Mandeville erwähnt, vgl. R. Simek, *op. cit.*, S. 53ff.

Konstruktionsverfahren unbekannt waren – die in Klimazonen unterteilte Erdkugel als Planiglob zeigte (Abb. 9).

Die Konzeption des Krates wurde von lateinischen Gelehrten allerdings den eigenen Vorstellungen angeglichen, indem man drei der vier Erdteile mit den bekannten Kontinenten identifizierte und nur noch eine unwiderruflich von der Ökumene getrennte, auf der anderen Seite des Äquatorialozeans gelegene *terra incognita* zuließ, nämlich den Antichthonen-Kontinent: „Außerhalb der drei Erdteile aber liegt der vierte Erdteil jenseits des Ozeans als Binnenland im Süden, uns wegen der Sonneneinstrahlung unbekannt“,<sup>101</sup> konstatiert Isidor im Anschluß an seine Beschreibung Afrikas in dem geographischen Teil der *Etymologiae*. Diese „quarta pars“ auf der gegenüberliegenden Seite der Ökumene findet sich auch auf Karten verzeichnet, welche die Aufteilung der Zonenkarten mit der geläufigeren, die Ökumene repräsentierenden sogenannten T-O Radkarte kombinieren (Abb. 10). Der durch den Äquatorialozean von der übrigen Landmasse abgeschnittene weiße Fleck des Antichthonenkontinents ist häufig als *terra australis incognita* beschriftet.

Eigentlich hätte dieser aus antiken Spekulationen hergeleitete vierte Kontinent für die christliche *imago mundi* kein Problem darstellen müssen: er gehörte zum Kosmos, nicht zur Ökumene, war für diese unerreichbar und somit im Prinzip uninteressant. Schon Augustinus, der die Rückseite der Ökumene ohnehin lieber von Wasser bedeckt sah, geriet jedoch über die offenbar nicht selten formulierte Vorstellung in Zorn, daß diese Gegenwelt – wie Platon im *Timaios* angedeutet hatte<sup>102</sup> – bewohnt sein könnte. In einem eigens mit dieser Problematik befaßten Abschnitt, der unmittelbar auf seine Ausführungen zu den monströsen Ethnien folgt, verwirft der Kirchenvater diese Behauptung rigoros:

Wenn man aber sogar von Antipoden, Gegenfüßlern, fabelt, das ist Menschen, die auf der entgegengesetzten Seite der Erde, wo die Sonne

---

<sup>101</sup> „Extra tres autem partes orbis quarta pars trans Oceanum interior est in meridie, quae solis ardore incognita nobis est“, Isidor, *op. cit.*, XIV, v, 17.

<sup>102</sup> Da das All kugelförmig sei und es somit keinen Sinn habe, das Weltganze in eine obere und untere Gegend zu teilen, verwirft Platon im *Timaios* die Definition von „unten“ und „oben“ und entwirft die Vorstellung einer von Antichthonen oder Antipoden bevölkerten 'Gegenwelt'. Denn selbst wenn die Mitte des Weltganzen etwas Festes bilde, würde es – Platon zufolge – „wegen der Gleichmäßigkeit des Umkreises, nach keiner Stelle desselben getrieben werden; sondern es würde jemand, wenn er denselben rings umwandelte, oft, als sein eigener Gegenfüßler, dieselbe Stelle desselben als oben und als unten bezeichnen (...)“, *Timaios*, 63 a. Die Vorstellung der „Gegenfüßler“, deren „Oben“ unser „Unten“ und vice versa bilde, ergab sich konsequenter Weise also auch für die Kugelgestalt der Erde und wurde als solche von Philosophen und Geographen übernommen, vgl. zum Antipoden-Thema R. Wittkower, *op. cit.* S. 119f; G. Boffito, *La leggenda degli antipodi*, in: *Miscellanea di studi critici*, S. 583-601.

aufgeht, wenn sie bei uns untergeht, also unseren Füßen gegenüber wandeln sollen, so gibt es keinen vernünftigen Grund, dies zu glauben.<sup>103</sup>

Was die Antipoden, die weder monströs gebildet noch abnorm veranlagt zu sein brauchten – doch wer konnte das wissen? – für Augustinus mit den Wundervölkern des Ostens verband, war das Problem ihrer Abstammung. Denn während die Wundervölker – selbst wenn sie aus unerfindlichen Gründen des göttlichen Heilsplans von kurioser Gestalt waren – ohne größere Umstände zu Nachfahren der Stammeltern erklärt werden konnten, die sich bis in die entlegensten Winkel der Ökumene verteilt hätten, ließen die unfaßbaren Gegenfüßler sich mit der Genealogie der Heiligen Schrift schlichtweg nicht in Einklang bringen, weshalb Augustinus die Möglichkeit ihrer Existenz auch kategorisch verwarf:

Denn unter keinen Umständen lügt unsere Schrift, deren Mitteilungen über die Vergangenheit durch Erfüllung ihrer Voraussagen beglaubigt werden, und es wäre doch zu unsinnig, wollte man behaupten, daß irgendwelche Menschen den unermesslichen Ozean hätten überqueren und von dieser auf jene Seite hinübersegeln können, so daß auch dort ein von jenem ersten Menschen abstammendes Geschlecht hausen würde.<sup>104</sup>

Auch Isidor erklärte die Antipoden zu Fabelwesen, jedoch nur diejenigen, die auf dem vierten Kontinent beheimatet sein sollten. In seiner Aufzählung der Wundervölker als *portenta* nennt er hingegen ein in Libyen siedelndes Volk namens Antipoden, das seine Existenz offensichtlich einer anderen Lesart des Namens verdankte und im Vergleich zu der beunruhigenden Gegenfüßlerei auf der unerreichbaren Rückseite der Erde ein eher harmloses physisches Symptom aufwies: „Antipodes in Libya plantas versas habent post crura et octonos digitos in plantis“.<sup>105</sup> Theologisch wurde der Glaube an die Gegenfüßler, die mit den Füßen den unseren entgegengesetzt auf der anderen Seite des Globus umherlaufen sollten, seit dem 8. Jahrhundert endgültig verworfen und daraufhin sogar zur

---

<sup>103</sup> „Quod vero et antipodas esse fabulantur, id est homines a contraria parte terrae, ubi sol oritur, quando occidit nobis, adversa pedibus nostris calcare vertigia: nulla ratione credendum est“, Augustinus, *op. cit.*, XVI, IX.

<sup>104</sup> „Quoniam nullo modo scriptura ista mentitur, quae narratis praeteritis facit fidem eo, quod eius praedicta complentur, nimisque absurdum est, ut dicatur aliquos homines ex hac in illam partem, Oceani immensitate traiecta, navigare ac pervenire potuisse, ut etiam illic ex uno illo primo homine genus institueretur humanum“, ebend.

<sup>105</sup> Isidor, *op. cit.*, XI, iii, 24-25.

Häresie erklärt;<sup>106</sup> ethnologisch hingegen konnten die Antipoden als afrikanisches oder indisches Wundervolk, dessen Füße nach hinten gedreht und mit acht Zehen ausgestattet waren, das ganze Mittelalter überdauern.<sup>107</sup>

Als segmentartiger Erdteil im Süden figuriert der Antipodenkontinent auch auf den gesteten, zum überwiegenden Teil von der Iberischen Halbinsel stammenden Weltkarten, die den im 8. Jahrhundert verfaßten Apokalypse-Kommentar des Beatus Liébana illustrieren. Die 1086 in Burgo de Osman entstandene Weltkarte (Abb. 11) eines solchen Beatus-Kommentars zeigt die Aussendung der Apostel, deren Köpfe über die gesamte Ökumene verteilt sind – unter Ausnahme des Irdischen Paradieses und der heißen Südregion Afrikas – und dadurch ihr eifriges Missionswerk erkennen lassen. Das überdimensionierte Monstrum jedoch, das auf dem Antipodenkontinent als einsamer Stellvertreter eines ganzen Volkes seinen großen Fuß in der Sonne räkelt, wird zweifelsohne von der evangelarischen Botschaft unbehelligt bleiben; der Skiapode, dessen Geschlecht üblicherweise in Indien residiert und von dem niemand weiß, wie es ihn überhaupt jemals in diese Gegenwelt hat verschlagen können, muß aufgrund des heißen Äquatorialozeans bis ans Ende aller Zeiten vom Rest der Welt getrennt bleiben. Die paradoxe Existenz dieses unmöglichen Bewohners eines möglichen Kontinents wird im übrigen durch die Bildlegende, die das Problem von Gegen- respektive Rückwärtsfüßelei mit einer weiteren Variante umgeht, eher verdunkelt denn erhellt:

Dieser Teil ist uns aufgrund der Sonnenglut unbekannt und unbewohnbar. Es wird gesagt, daß sinnlose sciopodes dort leben, wunderbar wegen ihrer Einbeinigkeit und ihrer Schnelligkeit, welche die Griechen deshalb

---

<sup>106</sup> R. Wittkower zufolge wurde die Vorstellung von der Existenz der Antipoden im 8. Jahrhundert als ketzerisch verboten (*op. cit.*, S. 120); R. Simek verweist zwar auf die Ablehnung durch kirchliche Kreise, nennt aber den irischen Mönch Virgil (gest. 784), der die Kugelgestalt der Erde und die Existenz von Gegenfüßlern behauptet hatte und dennoch zum Bischof von Salzburg geweiht wurde, als Gegenbeispiel dafür, daß die Lehre von den Antipoden im 8. Jahrhundert bereits einmütig als Häresie galt. Im 14. Jahrhundert soll die Behauptung eines bewohnten Antipodenkontinents jedoch auch Simek zufolge die Vertreter der Antipodentheorie auf den Scheiterhaufen gebracht haben. Andererseits geht Dante sowohl in *Convito* als auch in der *Divina Commedia* von einem besiedelten Südkontinent aus, ohne daß er deswegen behelligt worden wäre, vgl. R. Simek, *op. cit.*, S. 69-72.

<sup>107</sup> vgl. dazu R. Wittkower, *op. cit.*; R. Simek, *op. cit.*, S. 114.

sciopodes nannten, weil sie in der Gluthitze rücklings auf der Erde liegend von ihren großen Füßen beschattet werden.<sup>108</sup>

Die Vorstellung, daß die monströsen Völkerschaften auf einem unerreichbaren Erdteil siedeln könnten, wie sie die Weltkarte aus Burgo de Osman nahelegt, ist offenkundig auch in späteren Zeiten noch virulent gewesen. So hat die kleine Ökumene-Vignette des an Wunderdingen nicht armen *Tesoro* von Brunetto Latini dem „nichtigen“, „sinnlosen“ [inanis] Skiapoden auf dem Antipodenkontinent gleich noch einen kriegerischen Kranichmenschen zugesellt (Abb. 12).

Die offizielle Kirchenlehre hat diese Auffassung eines mit Wundervölkern besiedelten Antipoden-Kontinents nachdrücklich abgelehnt. Um einen Platz für die monströsen Völker zu bestimmen, hielt man sich an Augustinus' Deduktionen, denen zufolge die Wundervölker – wenn sie denn existierten – für das christliche Wort erreichbar sein und somit innerhalb der Ökumene siedeln müßten. Unter diesen Prämissen konnten die *monstra* auch Einzug in die Arche Noah halten, als deren Postfiguration das Kirchenschiff galt. In den Kirchen der Cluniazenser avancierten sie als entdämonisierte und verniedlichte Unholde zu einem Lieblingsmotiv und verbreiteten sich auf Säulen, Kapitellen und Portalen über den ganzen Kirchenraum.<sup>109</sup> In England findet man sie als Schnitzereien an Miserikordien, im Italien des 11. und 12. Jahrhunderts häufig auf Fußbodenmosaiken.<sup>110</sup>

---

<sup>108</sup> „Hec pars ab ardore solis incognita nobis et inhabitabiles, inanes sciopodes feruntur habitare singulis cruribus et celeritate mirabili, quos inde sciopodes Greci vocant eo quod per estum in terra resupini iacentes pedum suorum magnitudine adumbrantur“, zit. n. A. D. von den Brincken, *Der vierte Erdteil*, S. 22.

<sup>109</sup> Durch eine Zeichnung aus dem Jahr 1830 ist bekannt, daß auf der berühmten Säule von Souvigny neben den Monatsarbeiten und dem Zodiakus auch Repräsentanten von Wundervölkern (Satyr, Skiapode, Hippopede, Vieläugiger) sowie andere Fabelwesen abgebildet waren. Möglicherweise diene die Säule als Schaft einer Sonnenuhr. Die Erdrandsiedler als Inbegriff des Fremden, räumlich Entfernten scheinen auch hier – wie auf den Fußbodenmosaiken und *mappae mundi* – mit dem Ablauf der Zeit in Zusammenhang gebracht worden zu sein. Aus der heute zerstörten Kirche S. Sauveur in Never haben einige Kapitelle mit Wundervölkern überdauert; des weiteren figurierten sie am Westportal der Kathedrale von Sens, in St. Lazare zu Autun sowie auf einem Kapitell von St. Parize-le Châlet in Nièvre, vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 110; E. Mâle, *L'art religieux du XIII<sup>ème</sup> siècle en France*, S. 323-332; H. Schade, *Dämonen und Monstren. Gestaltungen des Bösen in der Kunst des frühen Mittelalters*, S. 51-54.

<sup>110</sup> Fußbodenmosaiken waren eine äußerst kostspielige Dekorationsform. Szenen aus dem Neuen Testament wurden generell nicht dargestellt, damit man sie nicht mit Füßen trete. Das Darstellungsrepertoire umfaßte daher vor allem Szenen aus dem Alten Testament, der Geschichte Alexanders, Konstantins oder König Artus' und den Kreuzzugslegenden. Charakteristisch sind kosmologische oder geographische Darstellungen (Jahreszeiten, Zodiakus, Winde, Planeten) sowie Abbildungen von Tieren und Fabelwesen aus den Bestiarien, vgl. dazu C. Bertelli, *Die Mosaiken*, S. 174ff. Ab Mitte des 12. Jahrhunderts entstehen in Otranto, Trani, Taranto, Bari und Termoli Fußbodenmosaiken, deren ikonographische Programme vermutlich einige Verwandtschaft aufwiesen, vgl. R. Wittkower, *op. cit.*, S. 110. In einzigartiger Vollständigkeit erhalten ist das Fußbodenmosaik von Otranto, von dem im Verlauf dieser Arbeit noch zu sprechen sein wird und auf das Wittkower in seinem Aufsatz über die „Wunder“ nicht eingeht.

Offensichtlich nahm der Spuk der Wunderwesen im Kirchenschiff derart überhand, daß sich Bernhard von Clairvaux genötigt fühlte, den *monstra* – und zwar sowohl der Kunstfertigkeit, mit der sie geschaffen, als auch der Andacht, mit der sie betrachtet wurden – ganz entschieden entgegenzutreten:

Man sieht in den Klöstern unter den Augen der andächtigen Brüder diese lächerlichen Ungeheuer. Was haben sie hier zu suchen? Wozu diese unsauberen Affen, die grimmigen Löwen, die monströsen Zentauren, die Halbmenschen, die gestreiften Katzen, die kämpfenden Ritter, die hornblasenden Jäger? Viele Leiber sieht man unter einem Haupt und viele Köpfe, die einem einzigen Körper zugehören. Hier kommt ein vierfüßiges Tier mit einem Schlangenschwanz daher, dort ein Fisch mit einem Tierkopf ... Kurzum, so mannigfaltig und wunderlich sind die verschiedensten Bildungen, daß man versucht sein könnte, eher den Marmor anzusehen als in der Heiligen Schrift zu lesen, und es könnte einer leicht den Tag damit verbringen, solche Dinge zu bewundern, anstatt über das Gesetz Gottes nachzudenken.<sup>111</sup>

Bei weitem nicht alle Ungeheuer, über deren Darstellung der Heilige Bernhard sich hier erzürnt, stammen aus dem Repertoire der Wundervölker des Ostens. Die Ursprünge der *monstra* in der bildenden Kunst des Mittelalters sind vielfältig und lassen sich nicht auf ein einzelnes Phänomen reduzieren. Gewiß ist das abendländische Bildvokabular durch den direkten Kontakt des Westens mit dem Orient während der Kreuzzüge um exotische Elemente bereichert worden,<sup>112</sup> doch auch lokale Traditionen sowie nicht zuletzt die kreative Phantasie der Steinmetze sind für die ausgeprägte Präsenz monströser Wesen in der romanischen Baukunst geltend gemacht worden.<sup>113</sup> Andererseits wird man nicht bestreiten

---

<sup>111</sup> *Apologia ad Guilh. Sancti Theodorici abbat.*, Kap. XI, Patrol. TCLXXXII, Col 916; zit. n. E. Mâle, *Die Gotik*, S. 73.

<sup>112</sup> „Sarazenisch“ bezeichnete gleichermaßen alles Fremde, Exotische in Zeit und Raum, vgl. G. Pochat, *Das Fremde im Mittelalter*, S. 65. Dieser Konnex wird sehr deutlich im *Rolandslied* des Pfaffen Konrad, wenn der heldenhafte Roland in sein Horn bläst, „Daz dem got Apollen unt Machmet, sînem gesellen geschwaich ir ellen“, V. 305ff.

<sup>113</sup> So zumindest E. Mâle. Zahlreiche Misch- und Monsterwesen lassen sich in der Tat nur schwerlich auf bekannte Darstellungstraditionen verpflichten: man denke beispielsweise an die turbulenten Gestalten, die auf dem sog. *Portal der Buchhändler* der Kathedrale von Rouen ihre Mißbildungen so trefflich in die Vierpaßformen einfügen, aber keinerlei Bezug zu den monströsen Völkerschaften des Ostens erkennen lassen. Auch die sogenannten Grottesken und Drölerien der Buchkunst könnten zum großen Teil individuelle Erfindun-

können, daß es sich bei einigen Exemplaren unverkennbar um Repräsentanten der Wundervölker handelt (Abb. 13, Abb. 14). Daß die häufige Darstellung von Skiapoden – auf einem Fragment des Fußbodenmosaiks der Kathedrale von Casale Monferrato in Piemont mit der Inschrift „Antipodes“ versehen (Abb. 35) – als Beitrag zur Diskussion um die ungeliebten Gegenfüßler intendiert war, läßt sich nur vermuten.

Ein besonders schwieriges Problem wirft in diesem Zusammenhang der Mosaikfußboden der Kathedrale S. Annunziata in Otranto auf (Abb. 15, Abb. 16). Das Fußbodenmosaik ist zwischen 1163 und 1166 im Auftrag des Erzbischofs Jonathas von dem Geistlichen Pantaleon ausgeführt worden, der bei seiner Arbeit von mehreren Helfern unterstützt wurde. Der Mosaikfußboden von Otranto ist in einzigartiger Vollständigkeit erhalten und erstreckt sich durch alle Schiffe der Kathedrale bis zum Chor. Im Langhaus breitet sich eine exotische Wunderwelt aus, die zutiefst ambivalent und von Zügen der Gewalttätigkeit gezeichnet ist. Auf dem Rücken zweier Elefanten, die ähnlich wie die Fabelwesen der Solinus-Handschrift aus der Ambrosiana postiert sind (Abb. 4), steigt ein Baum empor, in dessen Verästelungen sich zahllose monströse Wesen bewegen: Chimäre, Greifen, Drachen, ein löwenköpfiges Ungeheuer mit vier Leibern, zwei mit Stock und Schild bewaffnete Pygmäen, Tierkörper mit Menschenantlitz und doppelköpfige Kentauren bevölkern die Fläche. Der unmittelbare Zusammenhang dieser teils miteinander verschlungenen, teils ineinander verbissenen monströsen Wesen mit dem Alexanderroman scheint dadurch gewährleistet, daß der durch eine Namensbeischrift gekennzeichnete makedonische Herrscher während seines miraculösen Greifenflugs dargestellt ist. Zwischen all den wundersamen Figuren sind Szenen vom Turmbau zu Babel sowie von der Konstruktion und Bevölkerung der Arche Noah eingefügt. Über eine mit den Tondi der Tierkreiszeichen<sup>114</sup> und Monatsarbeiten mosaizierte Zone steigt der Stamm des Baumes weiter empor, um an der Spitze als Trennlinie zwischen dem Erzengel und den vertriebenen Stammeltern zu figurieren. Was die neben Adam und Eva im Gipfel des Baumes dargestellten Szenen bedeuten sollen, die teilweise beschriftet sind und König Artus auf

---

gen sein, vgl. E. Måle, *Die Gotik*, S. 63. Andererseits ist nicht auszuschließen, daß sich hinter den Dekorformen archaische, dem bildenden Künstler selbst womöglich unbekanntere Bedeutungsträger verbergen.

<sup>114</sup> Wie häufig bei Zodiakus-Darstellungen ist auch hier der Schütze als bogenschießender Kentaur dargestellt, denn ausgehend von der antiken Überlieferung hatte sich das Bild des Kentauren mit dem des Sagittarius und des Minotaurus vermischt, vgl. *Lexikon der christlichen Ikonographie*, Stichwort: Kentaur. Zu Darstellungen tierköpfiger Gottheiten in Tierkreiszeichen, wie sie z. B. auf der Zodiakus-Darstellung von

einem Reittier direkt neben der Geschichte von Kain und Abel zeigen, harrt noch einer überzeugenden Deutung. Auch die nicht minder verwirrende Vielfalt der im Vierungsmosaik, den Apsiden und Seitenschiffen wiedergegebenen Episoden, in denen Tiere aus Bestiarien, alttestamentliche Szenen wie die Geschichte des Propheten Jona und Samsons Löwenkampf dargestellt sind, die um Paradies- und Höllendarstellungen im linken Seitenschiff ergänzt werden, wirft große Verständnisprobleme auf.

Das Wunderwerk von Otranto erscheint zutiefst beunruhigend,<sup>115</sup> und jeder Interpretationsversuch, der über die allgemeine Feststellung eines *mare historiarum* als Bemühung einer umfassenden Darstellung der Heilsgeschichte hinauszugehen versucht, stößt schnell an Grenzen.<sup>116</sup> Ungewöhnlich ist das Fußbodenmosaik von S. Annunziata indessen nicht so sehr unter thematischen Gesichtspunkten als vielmehr durch die Zusammenstellung der alttestamentlichen Episoden mit der exotischen Wunderwelt und deren dämonischen Wesen. Der Gläubige, der die Kathedrale betrat und den auf den Rücken der Elefanten emporsteigenden Baum des Mittelschiffs abschrift, passierte die zu seinen Seiten sich ausbreitende exotische Wunderwelt, ließ den Turmbau zu Babel hinter sich, gelangte zur Arche Noah, durchquerte den Zodiakus und erreichte schließlich die Vertreibung aus dem Paradies. Möglicherweise sollte auf dem Gang zum Allerheiligsten - dem Altar - der heilsgeschichtliche Ablauf *ante gratiam* vor Augen geführt werden, um daraufhin - mit Blick auf Kreuz und Hostie - zum *adventus* und zur Realpräsenz Christi in der Gegenwart überzugehen.

An anderem Ort und in anderer Gestalt erscheinen die Wundervölker auf dem um 1130 entstandenen Tympanon der Abteikirche S. Madeleine zu Vézelay (Abb. 17). Dargestellt ist der Missionsauftrag Christi, mithin die Aussendung der Apostel, wie sie in den letzten Zeilen des Matthäus-Evangeliums geschildert und als Thema häufiger auf Tympana zu finden ist, die zumeist mit eschatologisch bestimmten Reliefs verziert waren:

---

Dendera in Oberägypten figurieren (heute im Louvre), vgl. Z. Ameisenowas These, daß es sich um „abgesunkene Gottheiten“ handele, *Animal-headed Gods, Evangelists, Saints and Righteous Men*.

<sup>115</sup> So ist das Fußbodenmosaik unter anderem zur „Ausgeburt einer überhitzten und krankhaften Phantasie“ erklärt worden, s. C. A. Willemsen, *Apulien. Kathedralen und Kastelle*, S. 197.

<sup>116</sup> Eine umfassende Interpretation, die allerdings nicht in allen Punkten zu überzeugen vermag, hat W. Haug, *Das Mosaik von Otranto: Darstellung, Deutung und Bilddokumentation*, vorgelegt. Während Haug den Greifenflug Alexanders als Sinnbild der Hybris und politische Anspielung auf den byzantinischen Kaiser versteht (S. 45ff), verweist V. M. Schmidt, *A Legend and its Image. The Aerial Flight of Alexander the Great in Medieval Art*, S. 60ff auf die Ähnlichkeit zu *Maestas-Domini*-Darstellungen und schließt daher auf ein positives Alexander-Bild, das den Makedonen zum heidnischen Vorläufer Christi stilisiere.

Mir ist gegeben alle Gewalt im Himel und Erden. Darumb gehet hin/ und leret alle Völcker/ und teuffet sie/ im Namen des Vaters/ und des Sons/ und des Heiligen Geist./ Und leret sie halten alles was ich euch befohlen habe. Und sihe/ Ich bin bey euch alle Tage bis an der Welt Ende.<sup>117</sup>

Von den Händen der überragenden Gestalt Christi ergießen sich Lichtstrahlen auf die Häupter der ihn flankierenden Jünger. In den äußeren Feldern und auf dem Türsturz sind verschiedene Völkerschaften der Erde repräsentiert; unter ihnen befinden sich auch einige Vertreter der Wundervölker des Fernen Ostens: possierliche Pygmäen legen einem Pferd eine Leiter an, um bequem auf seinen Rücken klettern zu können; ein freundliches hunds-köpfiges Wesen mit geschultertem Schwert sieht sich nach seiner Gefährtin um und scheint ihr ermunternd zuzubellen (Abb. 18); eine Dreiergruppe langohriger Wesen steht halbkreisförmig beieinander: der Mann flüstert seiner barbusigen Frau etwas in das gewaltige Ohr, das ungefähr ein Drittel ihrer Körpergröße ausmacht - eine Vorsichtsmaßnahme, deren es augenscheinlich gar nicht bedarf, da das zwischen ihnen postierte kleine Ohrenkind seine riesigen Lauscher ohnehin heruntergeklappt hat (Abb. 19). Am Trumeau des Portals, das sich im Inneren der Kathedrale zwischen Vorkirche und Mittelschiff befindet, steht Johannes der Täufer mit dem Lamm Gottes als Symbol der Kirche, durch die sich die Erlösung der Menschheit verwirklicht. In der Bogenlaibung sind Tierkreiszeichen und Monatsarbeiten dargestellt, was auch hier die kosmologische Einbeziehung der Wundervölker verdeutlicht. Signifikant ist die Darstellung der monströsen Wesen als friedliebende und gesittete Zeitgenossen *en famille*. Das ikonographische Programm von Vézelay ist unmißverständlich: die Verkündigung des Evangeliums kennt keine Grenzen von geographischem Raum („leret alle Völker“) und geschichtlicher Zeit („bis an der Welt Ende“).<sup>118</sup> Dem Schoß der *ecclesia* sind somit auch die fernen Wunder-

<sup>117</sup> Mt 28, 18-20.

<sup>118</sup> Auf einigen Pfingstbildern sind die Wundervölker unmittelbar anwesend und nehmen an der Ausgießung des Heiligen Geistes teil, ohne daß ihnen das Evangelium - wie in Vézelay - zuvor durch die Apostel gepredigt werden müßte. Eine aus dem 12. Jahrhundert stammende syrische Miniatur zeigt einen König und einen Hundsköpfler als Repräsentanten der *gentes*, „der gottesfürchtigen Männer aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist“. Auch andere Beispiele von Pfingstbildern mit Kynocephalen lassen sich in der syrischen und armenischen Buchmalerei finden. Ein verlorenes Mosaik der Apostelkirche von Konstantinopel aus dem 6. Jh. stellt die Wundervölker gleichfalls im Zusammenhang mit dem Pfingstmotiv dar, s. A. Heisenberg, *Grabeskirche und Apostelkirche* II, S. 38-41. Weniger deutlich ist das Motiv im gegen Ende des 10. Jhs. entstandenen Egbertcodex der Stadtbibliothek Trier erkennbar; s. H. Schiel, *Codex Egberti... der Stadtbibl. Trier*. Vollst. Faks.-Ausgabe, 24 fol. 103. Dem *Lexikon der christlichen Ikonographie* zufolge soll auch das Fresko mit der *Ausgießung des Heiligen Geistes* von Andrea di Buonaiuto in der Spanischen Kapelle von Santa Maria Novella

völker zuzuführen, wobei jedoch über diesen allgemeinen missionarischen Ansatz hinaus das Bildprogramm von Vézelay einen weiteren und äußerst konkreten propagandistischen Hintergrund haben dürfte: im Fernen Osten existieren Menschen, die zwar kurios aussehen, aber mitnichten Ungeheuer sind; um zu diesen potentiellen Konvertiten vorzustößen, müssen zunächst die teuflischen Sarazenen, die wahren Erzfeinde des Christentums, überwältigt werden. Unter diesem Aspekt scheint es nicht ganz zufällig, daß - nur fünfzehn Jahre nachdem diese eindrucksvolle Portalplastik entstanden ist - im Jahr 1146 in Vézelay zum zweiten Kreuzzug aufgerufen wurde, und zwar ausgerechnet durch Bernhard von Clairvaux, der in diesem Fall den sonst von ihm verpönten *monstra* wohl einige argumentative und demonstrative Qualitäten abgewonnen haben dürfte.<sup>119</sup>

Die Bemühungen, die Wundervölker in den christlichen Kosmos zu integrieren und sie nicht - wie auf der Karte von Burgo de Osman (Abb. 11) - als „sinnlose“ Skiapoden im Antipodenkontinent zu belassen, zeichnen sich auch auf den großen *mappae mundi* des Mittelalters deutlich ab.<sup>120</sup> Auf der 1235 entstandenen - und 1943 zerstörten - Karte von Ebstorf (358 x 356 cm) (Abb. 20) ist die bewohnte Erdscheibe als Leib Christi dargestellt, dessen Kopf, Hände und Füße an den vier Punkten des Achsenkreuzes hervorragen. Im Zentrum des T-förmigen *orbis tripartitus* liegt Jerusalem, das übereinstimmend mit der in

---

zu Florenz Wundervölker zeigen; allerdings bezweifle ich die Richtigkeit dieser Angabe, da ich selbst nur einen Tataren, einen Mohren sowie zwei vor dem Tor spielende Hunde, aber keinen Vertreter monströser Rassen auf dem Fresko habe erblicken können, vgl. *Lexikon der christlichen Ikonographie*, Artikel: Völkerschaften, Pfingsten.

<sup>119</sup> vgl. R. Pernoud (hrsg.), *Die Kreuzzüge in Augenzeugenberichten*, S. 158; G. Zaganelli, *La Terra Santa e i miti dell'Asia*, in: *L'Oriente*, S. 15.

<sup>120</sup> Die bedeutendsten *mappae mundi* des Mittelalters sind abgebildet in K. Miller, *Mappae mundi* (Bd. 1-6). Es sind zahllose Publikationen zur mittelalterlichen Kartographie erschienen, von denen hier nur einige genannt werden können. Einen kurzen Überblick bietet das *Lexikon der christlichen Ikonographie*, Artikel: Erdkarten. Ausführlich zum Thema: L. Bagrow, R. A. Skelton: *Meister der Kartographie*; M. Destombes: *Mappemondes a.d. 1200-1500*; J. G. Leithäuser, *Mappae Mundi: Die geistige Eroberung der Welt*; M. C. Andrews, *The Study and Classification of Medieval Mappae Mundi*, in: "Archologia", LXXV, 1925-26, S. 61-67; M. T. Palma, *Cartografia medievale*, in: *L'Oriente. Storie di viaggiatori italiani*, S. 88-107; J. B. Friedman, *The Monstrous Races in Medieval Art and Thought*; J. Kirtland Wright, *The geographical Lore of the Time of the Crusades*; U. Ruberg, *Mappae mundi des Mittelalters im Zusammenwirken von Text und Bild*; H. Schulte-Herbrüggen, *Ite in mundum uniuersum*; R. Simek, *Erde und Kosmos im Mittelalter*. Maßgeblich für meine Darstellung waren vor allem zwei Aufsätze von A. D. von den Brinken: *Mappa mundi und Chronographia. Studien zur imago mundi des abendländischen Mittelalters* und *Der vierte Erdteil in der Kartographie des Hochmittelalters*. Ob die *mappae mundi* als Andachts- und Altarbilder dienten, war lange Zeit umstritten. U. Ruberg (1980) nahm noch an, daß diese Zweckbestimmung der Hereford-Karte lediglich eine durch spätere Aufhängung verursachte Deutung des 18. Jahrhunderts gewesen sei, *op. cit.*, S. 563. Offenbar hat man aber im Jahr 1989 einen Flügelaltar in einer Abstellkammer der Kathedrale entdeckt, der dem Format der Karte entsprach, wodurch H. Schulte-Herbrüggen zufolge ihre Nutzung als Altarbild zweifelsfrei erwiesen sei, *Ite in mundum uniuersum*, S. 73ff. Trotz dieses Fundes bleibt freilich die Frage, warum die *mappae mundi*, wenn sie dauerhaft aufgestellt waren,

Ezechiel beschriebenen Lage der Stadt – „Das ist Jerusalem, das ich mitten unter die Heiden gesetzt habe und unter die Länder ringsumher“<sup>121</sup> – seit Hieronymus als Weltmittelpunkt gedacht wurde. Im Osten – gefährlich nahe an den Klippen des Weltenozeans – ist eine ganze Galerie monströser Völker dargestellt (Abb. 21). Dem geographisch ausgedehnten *Corpus Christiani* sind auch die „Erdrandsiedler“,<sup>122</sup> die am Rande der Ökumene dargestellten Wundervölker, einverleibt.

Auf der größten heute erhaltenen *mappa mundi* (162 x 137 cm), der zwischen 1276 und 1282 entstandenen Karte von Hereford (Abb. 23, Abb. 24), tummeln sich Vertreter der Wundervölker in der gesamten Ökumene, doch sind sie auch hier besonders zahlreich am rechten Rand der Erdscheibe vertreten – in jener heißen Südzone, die auf den Zonenkarten den Antipoden vorbehalten ist –, wo sie in kleine Kästchen gesperrt und ordentlich untereinander gereiht figurieren (Abb. 25). Bis zu diesen monströsen Völkern in den Winkeln der Welt mußte der Weisung Christi zufolge das Evangelium gebracht werden. Was dann allerdings geschehen würde, hatte der Gottessohn unmißverständlich formuliert. Nach den Zeichen seiner Wiederkunft befragt, antwortete Christus seinen Jüngern:

Vnd es wird geprediget werden das Euangelium vom Reich/ in der gantzen Welt/ zu einem zeugnis vber alle Völcker/ Vnd denn wird das ende kommen.<sup>123</sup>

Über der Darstellung der bewohnten Welt thront auf der Karte von Hereford Christus als Kosmokrator und Weltenrichter, umgeben von Engeln, die auf ihren Posaunen zum Jüngsten Gericht blasen. Zu den Füßen Christi legt Maria Fürbitte für die sündigen Seelen ein, während auf der linken Seite ein Engel bereits die erste Schar der Seligen geleitet, die von einem Bischof mit großer Mithra angeführt wird (Abb. 23). Auf der Ebstorfer Weltkarte betonen das Alpha und das Omega zu beiden Seiten des Kopfes Christi den Zusammenhang mit den Worten der Johannes-Apokalypse: „Ego sum principium et finis“.<sup>124</sup>

---

nicht auf haltbarere Materialien gemalt worden sind. Möglicherweise wurden sie nur bei besonderen Gelegenheiten ausgestellt.

<sup>121</sup> Ez 5, 5.

<sup>122</sup> Mit dem treffenden Begriff „Erdrandsiedler“ bezeichnet A. Perrig die Wundervölker in seinem gleichnamigen Aufsatz: *Erdrandsiedler oder die schrecklichen Nachkommen Chams. Aspekte der mittelalterlichen Völkerkunde.*

<sup>123</sup> Mt 24, 14.

<sup>124</sup> Apk 1, 8.

Auch die Londoner Psalterkarte (Abb. 26), die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden ist und eine besonders hübsche Galerie säuberlich angeordneter Erdrandsiedler aufweist, stellt diesen endzeitlichen Bezug her: Über der Ökumenekarte erscheint Christus in der Ikonographie der *Maiestas Domini* vor einem gestirnten Himmelszelt. Er wird von zwei Engeln umgeben, die angelegentlich ihre Weihrauchfäßchen schwenken. Die eine Hand hat der Kosmokrator zum Segen erhoben, in der anderen hält er die Miniaturnausgabe eines *orbis tripartitus*. An der Stelle, wo man den Bauchnabel der majestätischen Gestalt vermuten dürfte, erscheint das pausbackige Antlitz eines Wasserspeiers, aus dessen Mund sich ein Strom in das unter ihm gelegene Paradies ergießt. Von dort wird das Wasser durch die vier Paradiesflüsse weiter in die Ökumene geleitet. Am unteren Rand der Karte, wo auf der Ebstorfer Weltkarte die Füßchen des Heilands hervorragten, zeigen sich hier zwei apokalyptische Drachentiere, deren Schwänze in wilden Arabesken enden und die recht ungeduldig auf den Zeitpunkt ihres Einsatzes im Endkampf der guten und bösen Mächte zu warten scheinen.

Die Verbreitung des Evangeliums auf der ganzen Welt und bei allen Völkern war Auftrag Christi und gleichermaßen Voraussetzung für den Beginn der Endzeit. Sobald das Evangelium bis an die Ränder der Welt vorgedrungen war, sollte die Zeit des Antichrist anbrechen, des „Widersachers, der sich über alles, was Gott oder Heiligtum heißt, so sehr erhebt, daß er sich sogar in den Tempel setzt und sich als Gott ausgibt“.<sup>125</sup> Der Antichrist, der gemeinsam mit den beiden apokalyptischen Tieren eine Art teuflische Trinität bildet, würde falsche Lehren über Christus verbreiten und „mit großer Macht“ und der „Kraft des Satans“ die Völker zum Abfall von Gott verführen. Die Predigten des falschen Propheten, dem – damit man ihn nicht verwechselt – eine Schlange oder ein kleiner Drache aus dem Mund züngelt, waren in Schriften, die das Leben und Wirken des Antichrist zum Gegenstand hatten, ein beliebter Illustrationsgegenstand. Unter den Völkern, die dem Antichrist besonders eifrig zu lauschen scheinen, zählen in einer gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstandenen Handschrift auch die Königin der Amazonen und ein Skiapode (Abb. 27, Abb. 28),<sup>126</sup> und so ist es kaum erstaunlich, daß sich im Zug des Antichrist

---

<sup>125</sup> 2 Thess 2, 4.

<sup>126</sup> Auch in der zwischen 1420-1425 entstandenen süddeutschen Wellcome Apokalypse (enthalten in: Wellcome Historical Medical Library, London, MS 49, Folio 11 verso, Mittelregister) sind Vertreter der Monstervölker (ein Blemmyer, ein ziegenartiges Wesen und eine Art Kranichmensch) bei der Anbetung des Antichrist dargestellt („The kings of Libya, Egypt and Ethiopia and their people come to worship Antichrist“). Die vorangehende Szene zeigt die Königin der Amazonen, hinter der Gog und Magog im

schließlich auch Mohren und auf einem Ziegenbock reitende Blemmyer befinden (Abb. 29). Wie oder wo auch immer die monströsen Völkerschaften eingeordnet werden mochten – aus der Verschränkung von räumlicher Verbreitung der christlichen *religio* und anbrechender Endzeit folgte notwendig, daß die fremdartigen Wesen als veritable Endzeitfiguren erscheinen mußten. Die Konfrontation mit ihnen implizierte Bedrohung und Verheißung zugleich.